

9 Zusammen-Leben. Lebensformen als Kontexte biographischer Konstruktionen

Denn hab ich ja - warn wir zwei Jahre zusammen
und dann - musste ich natürlich heiraten. nich? - -
denn. - so ist das dann ne?
Gertrud Aschauer (12,39f)

Irgendwie eh glaub ich konnt ich mit Klaus sehr
gut zusammen leben ah - in der Wohngemeinschaft
aber irgendwie war dieses [Einfamilien-, C.T.]
Haus war für mich schon auch schon wieder dieser
Horror Papa Mama und Kinder ja?
Marlies Arndt (27,11ff)¹

9.1 Die Debatte um die Pluralisierung von Lebensformen und der Wechsel zur Binnenperspektive des ‚Zusammen-Lebens‘

In den oben angeführten Interviewzitatn geht es um das ‚Zusammen-Leben‘ der Sprecherinnen mit ihren Partnern und Kindern und um die äußeren Formen, die diesem gegeben werden. ‚Zusammen-Leben‘ als ein aus dem Interviewmaterial übernommener in-vivo-code soll im Folgenden den zu beschreibenden Konstruktionskontext aus der Perspektive der biographischen Subjekte bezeichnen. Unter dieser Perspektive stehen weniger in-

1 Transkriptionsnotation sh. Anhang. Die Angaben in Klammern beziehen sich auf Seiten- und Zeilennummer im Transkript. Alle persönlichen Angaben wurden anonymisiert.

stitutionelle Rahmenbedingungen als konkrete, einzigartige, (wenn auch begrenzt) gestaltbare Formen personaler Beziehungen im Vordergrund. Wo eher die institutionellen Vorgaben beleuchtet werden, innerhalb derer sich auch die individuellen personalen Beziehungen konstituieren, wird im Folgenden der in den Diskussionen um gesellschaftlichen Wandel gängige Terminus ‚Lebensform‘ übernommen. Die Unterscheidung bedeutet keine Aufspaltung des zu beschreibenden Gegenstands, sondern reflektiert die Gleichzeitigkeit zweier Perspektiven, die dennoch nur abwechselnd eingenommen werden können.

Auch ohne mehr über die Personen zu wissen, von denen die Interviewzitate stammen, würde es vermutlich leicht fallen, sie auf der Basis dieser Statements verschiedenen Generationen zuzuordnen. Arrangements des ‚Zusammen-Lebens‘ sind ein Bereich, in dem sich auch schon bei flüchtigem Hinsehen markante Unterschiede zwischen den Generationen feststellen lassen. Was vordergründig als ‚Pluralisierung der Lebensformen‘ in Erscheinung tritt, ist tatsächlich ein Prozess, der sich in den untersuchten Biographien aus drei Generationen alles andere als linear und eindeutig darstellt. So ist die traditionelle bürgerliche Kleinfamilie nicht unbedingt der fraglos gegebene Ausgangspunkt der Entwicklung, und die augenscheinlich zunehmende Wahlfreiheit in der Gestaltung von Lebensformen kann in sich sehr widersprüchlich sein. Generell erweist sich auch in Bezug auf biographische Konstruktionen des ‚Zusammen-Lebens‘ neben dem Blick auf das ‚Was‘ (bürgerliche Kleinfamilie oder WG oder Singleleben oder...) vor allem der Blick auf das ‚Wie‘ der Konstruktion als aufschlussreich.

Insgesamt widmen die Erzählerinnen dem ‚Zusammen-Leben‘ mit Eltern, Kindern, Partner oder anderen für sie wichtigen Personen und den äußeren Bedingungen dieses ‚Zusammen-Lebens‘ viel Aufmerksamkeit. Das mag alleine schon daran liegen, dass der soziale Rahmen eine der wesentlichen „kognitiven Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens“ ist, wie Fritz Schütze (1984) sie beschrieben hat:

„Eine autobiographische Stegreiferzählung muß im Prinzip für jede Zustandsänderung des Biographieträgers und anderer Ereignisträger, die für die autobiographische Erfahrungsrekapitulation relevant sind, den jeweils spezifisch erfahrbaren und intentional adressierbaren sozialen Rahmen angeben, vor dessen Horizont die Zustandsänderung überhaupt erst sichtbar und faktisch möglich wird“ (Schütze 1984: 98).

Wenn nun entsprechende soziale Rahmen im Wandel begriffen sind oder deren Veränderung selbst zum biographischen Projekt einer Erzählerin wird, bekommen sie mehr Gewicht. Anders gesagt: Im Zuge von Wandlungsprozessen wird der Konstruktionskontext ‚Zusammen-Leben‘ zu einer ‚Baustelle‘, auf der viel biographische Arbeit geleistet wird.

Neben dem Stellenwert, den die Frage der Lebensform in den untersuchten Biographien hat, ist es auch die Prominenz des Themas in der Frauenbewegung, das es zu einem interessanten Gegenstand für die vorliegende Untersuchung macht. Die Strukturen, in denen Frauen mit Männern und Kindern zusammen leben, waren von Anfang an eine Zielscheibe der Kritik der Neuen Frauenbewegung. Ein Auszug aus der Resolution des Berliner Aktionsrats zu Befreiung der Frau, vorgelegt auf jener 23. SDS-Delegiertenkonferenz 1968, bei der der berühmte ‚Tomatenwurf‘ den Beginn der Neuen Frauenbewegung in Deutschland markierte (vgl. 2.1.1), illustriert das:

Die klassenmäßige Aufteilung der Familie mit dem Mann als Bourgeois und der Frau als Prolet – Herr und Knecht – impliziert die objektive Funktion der Männer als Klassenfeind. Die Verleugnung des Führerprinzips im SDS ist blanker Hohn, weil jeder verheiratete oder im festen Verhältnis lebende SDSler Führer und damit gleichzeitig Ausbeuter einer Familie oder familienähnlichen Gruppe ist. Die Begriffe Klasse, Klassenfeind, Ausbeuter sind Hilfskonstruktionen, die den Frauen dazu dienen, sich auf den Begriff zu bringen, d.h. ein Maß an Solidarisierung zu erreichen und erlaubt die sinnliche Erfahrung dieser patriarchalischen Gesellschaft in politischen Kampf gegen diese zu wenden.²

Das Dokument macht deutlich, dass die Kritik an der Unterdrückung von Frauen schon zu diesem frühen Zeitpunkt mit einer Analyse der Institution Familie verbunden wurde. Die marxistische Terminologie – hier gekennzeichnet als „Hilfskonstruktionen“ – ermöglicht es, die Familie sozusagen als Klassengesellschaft im Kleinen zu analysieren und damit einen Schlüssel zu Erfahrungen von Marginalisierung zu gewinnen, der ihre strukturellen Gründe zugänglich macht. Eine andere Begrifflichkeit, die hier erwähnt wird und der zum damaligen Zeitpunkt ihre Karriere noch bevorstand, ist die des Patriarchats. Das Prinzip der Herrschaft des Vaters liefert ebenfalls einen theoretischen Erklärungszusammenhang für die Unterdrückung von Frauen, der seinen Ausgang bei familiären Strukturen nimmt. Ohne hier weiter auf die entsprechende Theorieproduktion der Frauenbewegung eingehen zu können, kann dennoch festgehalten werden, dass es in der Zweiten Frauenbewegung in Deutschland von Anfang an eine hohe Sensibilität und verschiedene Arten theoretischen Rüstzeugs gab, um das Zusammenleben von Menschen in der Familie als Ort der strukturellen Unterdrückung von Frauen wahrzunehmen. Entsprechend wurde in der Praxis der Frauenbewegung bald nach Möglichkeiten gesucht, das Modell Familie aufzubrechen – etwa mit alternativen Formen des Zusammenle-

2 Zitat nach dem Faksimile des Manuskripts in Notz (1999: 129).

bens in Wohngemeinschaften oder mit der Auslagerung von Kindererziehung in Kinderläden (vgl. z.B. Schäfer/Wilke 2000: 62ff).³

Was damals skandalträchtige Experimente waren, ist heute – so scheint es – zu einer Normalität unter vielen geworden. Anhand demographischer Daten wird immer wieder vorgeführt, dass im Gegensatz zu den 1960er Jahren, als die Familie als dominierende Lebensform noch weitgehend alternativlos gewesen sei, mittlerweile die Anzahl der Menschen, die nicht in einer bürgerlichen Kleinfamilie leben, beständig anwachse. In der (Familien-)Soziologie wird seit längerem eine Pluralisierung der Lebensformen konstatiert (vgl. z.B. Beck-Gernsheim 1998). Durch Schlagworte wie dem von der ‚Krise der Familie‘, die Entdeckung der ‚Singles‘ als Zielgruppe für Produktwerbung oder durch die Debatte um das Lebenspartnerschaftsgesetz hat das Thema seit Jahren eine starke Präsenz in der Öffentlichkeit. Dabei ist die Problematisierung von Geschlechterdichotomien, wie die Frauenbewegung sie in ihrer Kritik der Institution Familie eingeführt hatte, jedoch weitgehend aus dem Blick geraten.

Jutta Hartmann (2002) nimmt unter einer kritischen Geschlechterperspektive eine Analyse des Diskurses um Lebensformen vor, die deutlich macht, was dieser Begriff in seiner Verwendung v.a. in der Familiensoziologie impliziert. Zunächst, so Hartmann, ist es mit der zunehmenden Sensibilität für „nichtkonventionelle Lebensformen“ (Schneider et al. 1998) möglich geworden, eine bemerkenswerte Vielfalt in den Arrangements des Zusammenlebens von Menschen sichtbar zu machen, die nicht dem herkömmlichen Modell der bürgerlichen Kleinfamilie folgen. Dennoch bleibt das Sprechen über unterschiedliche Lebensformen in der Regel dem Prototyp der bürgerlichen Kleinfamilie verhaftet, insofern andere Modelle über ihre Abweichung davon definiert und entsprechend hierarchisiert werden. Dies wird schon an Bezeichnungen wie ‚nichteheliche Lebensgemeinschaft‘ oder ‚Ein-Eltern-Familie‘ deutlich. Über die Orientierung an der traditionellen Kleinfamilie können damit auch im Diskurs über die Pluralisierung von Lebensformen letztlich die traditionellen Normen reproduziert werden. Darin eingelassen sieht Hartmann eine „Dominanz heteronormativer und geschlechtshierarchischer Perspektiven“ (2002: 46). Gleichgeschlechtliche Lebensweisen werden ebensowenig wahrgenommen wie die überdauernde ungleiche Verteilung von Arbeit in der traditionellen Norm entsprechenden Familien. Solange die „Triade Geschlecht – Sexualität – Lebensform“ (ebd.: 12f) als ‚natürlicher‘ Zusammenhang von einander direkt bedingenden Faktoren unhinterfragt bleibt, muss auch die Positionierung innerhalb der Lebensform an das Geschlecht gebunden bleiben.

Hartmann kritisiert zudem, wie die Art des Zugangs, der bei empirischen Untersuchungen zur Pluralisierung von Lebensformen gewählt wird,

3 Dass der Aufbau von Kinderläden zunächst ein Projekt in erster Linie der Frauen in der Studentenbewegung war, zeigt ebenfalls die Rede von Helke Sander bei der 23. Delegiertenkonferenz des SDS 1968.

den Gegenstand vorab konstruiert. Als Grundlage zur Beschreibung und Systematisierung existierender Lebensformen werden in der Regel demographische Daten herangezogen, die nur einen Teil des sich vollziehenden Wandels beleuchten können: „Mit seiner Konzentration auf Strukturmerkmale, wie Haushaltsstruktur und Partnerschaftsbeziehung, vermag der Begriff der Lebensform der Differenziertheit signifikanter sozialer Beziehungen damit nicht zu folgen“ (ebd.: 31). Die Bedeutung sozialer Beziehungen, die sich über derartige Daten nicht erfassen lassen – Hartmann weist etwa auf nicht-sexuelle Freundschaften oder für Kinder wichtige soziale „Tantenschaften“ hin – bleibt unsichtbar. Deshalb wirft die Autorin die Frage nach der „subjektive[n] Signifikanz und spezifische[n] Relevanz, die Menschen mit ihren sozialen Beziehungen verbinden“ auf und betont die Bedeutung der „Binnenstruktur der Lebensformen“ (ebd.: 38).

Über beides können die erhobenen biographischen Interviews Auskunft geben; die Fragen, die an das Material herangetragen werden sollen, laufen dann nicht mehr nur auf die Ablösung des Familienmodells und die Vervielfältigung alternativer Optionen hinaus. Es sind vielmehr Fragen wie: Wie und in welchem Zusammenhang nehmen die Erzählerinnen Bezug auf eine Lebensform? Was genau meinen sie, wenn sie z.B. von Familie sprechen? Was hat das für Folgen? Für welche anderen Themen ist die Lebensform bzw. das Zusammen-Leben als Konstruktionskontext relevant?

Bei der Beschäftigung mit dem Material unter diesem Aspekt ist es wichtig, mit Hartmann eine Perspektive einzunehmen, die von einer Vielfalt von Lebensformen ausgeht. Erst wenn nicht mehr das Modell Familie als Standard zugrunde gelegt wird, von dem aus anderes als defizitär oder normal kategorisiert wird, können andere Formen des Zusammenlebens in einer Weise sichtbar werden, die gängige Normalitätsvorstellungen überwinden und ein kritisches Potential in sich bergen (vgl. ebd.: 36).

9.2 Eine Fallstudie: ‚Zusammen-Leben‘ in den Biographien der Familie Aschauer/Arndt/Aumann

Dass das Thema Lebensform bzw. die Gestaltung des ‚Zusammen-Lebens‘ von Erwachsenen und Kindern, Männern und Frauen, Familienmitgliedern und -nichtmitgliedern von zentraler Bedeutung ist, fällt in den Interviews der Familie Aschauer/Arndt/Aumann sofort auf. Insbesondere bei Marlies Arndt, der Mutter, bildet es geradezu einen der ‚roten Fäden‘ der Biographie.

Die folgenden empirischen Rekonstruktionen beschränken sich weitgehend auf den Konstruktionskontext ‚Zusammen-Leben‘. Um dies dennoch in einen biographischen Gesamtzusammenhang stellen zu können,

werden zunächst kurze thematische Überblicke über die Interviews mit Gertrud Aschauer, Marlies Arndt und Tina Aumann⁴ gegeben.

9.2.1 Thematische Verläufe der Interviews

Das Interview mit *Gertrud Aschauer* dauerte dreieinhalb Stunden; nach einer knapp zweistündigen, weitgehend chronologisch geordneten und lebhaft erzählten Lebensgeschichte ging Frau Aschauer auch auf die Nachfragen mit ausführlichen Narrationen ein.

Frau Aschauer ist 1928 in Kaheim bei Afeld geboren und lebt heute in Afeld. Ihre Kindheit beschreibt sie einerseits als geprägt durch ein, trotz der Nähe zur Großstadt, ländliches Milieu. Andererseits nimmt sie v.a. Bezug auf die Reglementierung des Aufwachsens durch nationalsozialistische Institutionen wie BDM, Kinderlandverschickung und Pflichtjahr und markiert Punkte, an denen sie sich dem immer wieder entzog. Die Erzählungen über die Jugend stehen im Zeichen der Bedrohung durch Bombenangriffe auf die nahe Großstadt, die sich auch auf die unmittelbare dörfliche Umgebung erstrecken und u.a. zum Verlust der Wohnung führen. Parallel dazu schildert die Erzählerin die Trennung des Vaters von der Familie, der die Mutter und die mittlerweile vier Kinder noch während des Krieges wegen einer anderen Frau verlässt. Im Kontrast dazu steht die Lehre als Buchhalterin, mit der die Erzählerin im Chaos der zerstörten Stadt einen geregelten Alltag verbindet.

Einen Einschnitt in der Erzählung bildet das Kennenlernen des späteren Ehemannes nach Kriegsende und die schnelle Heirat aufgrund einer ungeplanten Schwangerschaft. Die folgenden Jahre im Haus der Schwiegereltern, die die Heirat für nicht standesgemäß halten, bezeichnet die Erzählerin als „die Hölle“ (12,49). Mit dem Umzug in eine eigene Wohnung in Afeld wird zunächst die Konstituierung als Kleinfamilie in den Vordergrund gerückt. Die Erzählerin spricht über ihre Tochter Marlies (geb. 1947), den Wunsch nach einem zweiten Kind, die Karriere des Mannes und die labile Gesundheit des zweitgeborenen Sohnes (geb. 1955). Anschließend kommt sie auf das schwierige Verhältnis zu den Schwiegereltern zurück, das wieder virulent wird, als sie den Haushalt der kranken Schwiegermutter mitversorgen muss. Die entwürdigende Behandlung durch die Schwiegereltern sieht die Erzählerin als Auslöser eines Zusammenbruchs und einer psychischen Erkrankung, die jedoch gleichzeitig als biographischer Wendepunkt konstruiert wird. Die Überwindung der Krankheit ist der Auftakt für eine erfolgreiche Karriere bei einer Super-

4 Die Eigennamen, die den Erzählerinnen zum Zweck der Anonymisierung gegeben wurden, erfüllen gleichzeitig eine Orientierungsfunktion: Der Nachname hat bei Angehörigen einer Familie jeweils den gleichen Anfangsbuchstaben. Der Anfangsbuchstabe des Vornamens gibt Aufschluss über die Position in der Generationenfolge: Die Vornamen aller Großmütter beginnen mit G, die aller Mütter mit M und die aller Töchter mit T.

marktkette. Der Absicht „nur ne Beschäftigung“ (23,7) zu haben folgt – in der Darstellung der Erzählerin ganz unbeabsichtigt – bald ein Aufstieg in die Position einer Filialleiterin.

Wiederum kommt es jedoch zu einem radikalen Einschnitt; als Konsequenz einer schweren Erkrankung ihres Mannes berichtet die Erzählerin von ihrem Rückzug aus der Berufstätigkeit. Sie schildert ausführlich den Krankheitsverlauf ihres Mannes und ihr Engagement als Pflegerin, verbindet damit aber auch immer wieder Episoden, die sich um das Zusammensein mit ihrer erwachsenen Tochter und deren Kindern drehen.

Nach dem Tod des Mannes (1978) ist das dominante Thema der Erzählung die Wiederaufnahme der Berufstätigkeit. Dabei stehen jedoch Konflikte mit einem Vorgesetzten im Vordergrund und, als Konsequenz, der Rückzug aus einer verantwortungsvollen Position. Hier werden schon Passagen eingeflochten, in denen es um Urlaubsreisen geht. Dieses Thema bildet den Abschluss der biographischen Erzählung. Für die Zeit seit ihrer Verrentung berichtet die Erzählerin von mehreren großen Reisen und formuliert auch für die Zukunft entsprechende Pläne.

Auf die Nachfrage nach ihrem Geburtsort Kaheim hin kommt die Erzählerin ausführlich auf ihre Freundinnen und deren Schicksale und das Leben ihrer Mutter zu sprechen. Gegenstand der Nachfragephase ist außerdem das Verhältnis zum Vater und die Scheidung der Eltern. Die Bitte, das eigene Leben mit dem ihrer Mutter zu vergleichen, nimmt die Erzählerin zum Anlass, die destruktiven Folgen der Scheidung für die Mutter und die Geschwister zu schildern. Auf die Bitte nach einem Vergleich mit ihrer Tochter erzählt sie zunächst von Gemeinsamkeiten und gemeinsamen Erlebnissen, betont dann aber auch, selbst „konservativer“ (71,32) zu sein. In diesem Zusammenhang formuliert die Erzählerin ihre Kritik an der Vernachlässigung des Familienlebens und dem Materialismus, den sie bei der jüngeren Generation wahrnimmt; dabei bezieht sie sich nicht mehr explizit auf ihre Tochter. An diese Kritik schließt sie bei der Frage nach ihren Ansichten zur Frauenbewegung an, plädiert aber aus der schlechten Erfahrung mit ihrem Ehemann heraus auch für eine partnerschaftliche Verteilung der Aufgaben in der Familie.

Das Interview mit *Marlies Arndt*, geboren 1947 in Afeld, dauerte knapp drei Stunden, wovon nur etwa 20% auf den Nachfrageteil entfallen. Am Ende des Interviews war die Erzählerin unter Zeitdruck gekommen, angesichts der Detailliertheit der Haupterzählung waren dazu Nachfragen aber nicht unbedingt nötig.

In ihrer Kindheitserzählung erwähnt die Erzählerin wie ihre Mutter die Spannungen während des Lebens im Haus der Großeltern; im Vordergrund steht jedoch die gute Beziehung zum Großvater. Das dominierende Thema ihrer stark reflektierenden Schilderung von Erinnerungen an ihre Kindheit ist die kleinbürgerliche Enge des Elternhauses mit einer stereotypen Rol-

lenverteilung zwischen den Eltern. Daneben steht jedoch auch die Anerkennung der gewaltfreien Erziehung und der Loyalität der Eltern. Besonders in Erzählungen über ihre Jugend wird aber die Opposition zum autoritären Gehabe des Vaters und zum Hausfrauendasein der Mutter zu einer Art Leitmotiv. Dies betrifft auch die Berufswahl; mit dem Vorhaben, über den Besuch einer Werkkunstschule Kostümbildnerin zu werden, verknüpft die Erzählerin den Wunsch nach einer antibürgerlichen Künstlerinnenexistenz. Die Zeit der Ausbildung konstruiert sie als Einlösung dieses Wunsches, die vor allem mit den Kontakten zur Künstlerszene über ihren Freund Georg, einen Bühnenmaler, verknüpft ist. Über die Beziehung zu ihm wird in der Erzählung jedoch ein anders Thema dominant: Die Entscheidung zwischen ihm und einem anderen Mann wird zur Entscheidung zwischen zwei möglichen Lebensformen. Georg steht für das „aufregende“ Künstlerleben (20,5), Klaus will „sofort heiraten und sofort Kinder kriegen“ (21,24). Die Entscheidung für Klaus und den damit verbundenen Wechsel nach Gestadt stellt die Erzählerin als äußerst dramatisch dar, ebenso den Beginn der Ehe, der in Verbindung mit dem Fehlen beruflicher Perspektiven unweigerlich in die ungewollte klassische Rollenverteilung führt. Gleichzeitig verbindet sie den Wechsel nach Gestadt und das Leben in Wohngemeinschaften mit einer zunehmenden Nähe zur beginnenden Studentenbewegung.

Die Geburt ihres Sohnes (1970), für dessen Betreuung sie alleine zuständig ist, konstruiert die Erzählerin als einen Wendepunkt: Der Erkenntnis „da hatt ich dann ne Situation die ich eigentlich ja nicht wollte“ (23,31) folgt einerseits die Suche nach Kontakten und die Gründung eines Kinderladens, andererseits die Aufnahme eines Pädagogikstudiums über eine Begabtensonderprüfung. Beides bietet den Rahmen für ein Engagement in der Studenten- und Frauenbewegung, das die Erzählerin immer wieder erwähnt.

Einen Gegenpol dazu bildet in der Schilderung der Ehemann. Seine Initiative für den Kauf eines Hauses für die mittlerweile fünfköpfige Familie bedeutet den Verlust des Netzwerkes aus Wohngemeinschaft und Kinderladen, das die Erzählerin als Basis dafür beschreibt, „meine Sachen auch machen“ zu können (29,1). So bildet die Beschreibung eines neuen Arrangements zur Kinderbetreuung den Hintergrund für die weitere Erzählung über die berufliche Karriere. Diese nimmt ihren Ausgang vom frauenpolitischen Engagement im Studium, durch das sich eine Stelle in einem Modellprojekt ergibt. Die Schilderung ihrer weiteren Berufsbiographie unterbricht die Erzählerin mit der Geschichte ihrer Scheidung von Klaus. Dabei stellt sie die erneute Veränderung ihrer Lebensform in den Vordergrund; die Trennung ist die Gelegenheit, mit den inzwischen erwachsenen Kindern und anderen jungen Leuten wieder in einer Wohngemeinschaft zusammenzuleben. Im Anschluss nimmt die Erzählerin den Faden der Berufsbiographie wieder auf und beschreibt ihren Werdegang bei dem Insti-

tut, für das sie aktuell arbeitet. Die Erzählung endet mit der Geschichte einer Erkrankung, die als Mahnung, mehr auf sich zu achten, interpretiert wird.

Im Vergleich mit ihrer Mutter hebt die Erzählerin das weit größere Ausmaß ihrer eigenen Bildungschancen und die „unbeschwerte“ (36,46) Jugend hervor, die sie im Gegensatz zu ihrer Mutter hatte. Als weiteren Unterschied betont sie deren „Abhängigkeit“ (37,34) von Ehemann und Schwiegereltern, stellt dem aber auch den Emanzipationsprozess der Mutter gegenüber, als den sie ihre Karriere nach dem Wiedereinstieg in die Berufstätigkeit interpretiert. Zum Gegenstand des Vergleichs mit ihren Töchtern macht die Erzählerin ebenfalls Bildungschancen und die Voraussetzungen dafür, Beruf und Kinder miteinander zu vereinbaren. Hier sieht sie die jüngere Generation durch die verschärften Arbeitsmarktbedingungen im Nachteil. Weiterhin spekuliert sie darüber, dass „wir n bisschen wenig Protest sozusagen fabriziert [haben] mit unserer – toleranten Erziehung“ (39,49f) der eigenen Kinder.

Die Einschätzung der Erzählerin über die Frauenbewegung ist, dass diese es nicht geschafft hat, politische und wirtschaftliche Strukturen im Sinne einer tatsächlichen Demokratisierung zu verändern. Den Gewinn sieht sie in einer persönlichen Emanzipation der in die Frauenbewegung Involvierten und resümiert schließlich: „bei uns war die Bewegung glaub ich eher in den Köpfen“ (41, 42f).

In dem knapp dreistündigen Interview mit *Tina Aumann* (geb. 1971 in Gestadt) dominiert wie bei ihrer Mutter die biographische Haupterzählung; die Nachfragephase nimmt auch bei ihr nur etwa ein Fünftel des Interviews ein. Die Erzählerin geht sehr strukturiert vor und folgt einerseits der Chronologie, andererseits stellt sie verschiedene Lebensbereiche nebeneinander.

In ihren Erzählungen über ihre Kindheit wird deutlich, dass sie viele ihrer Erfahrungen als außergewöhnlich betrachtet. Sie erklärt ausführlich das Leben in der Wohngemeinschaft, das berufliche Engagement ihrer beiden Eltern und die Kinderladenerziehung. Dabei stellt sie den Aspekt der hohen Qualität der Beziehungen in der Familie in den Vordergrund. Einen Kontrast dazu bilden Erfahrungen in der Schule, die die Erzählerin zum einen mit Zwang und mangelnder individueller Förderung verbindet. Zum anderen macht sie im Vergleich mit MitschülerInnen das Privileg deutlich, selbst aus einem „heilen Elternhaus“ (10,4) zu kommen. Das gute Verhältnis zu den Eltern wird weiterhin an deren offenen und toleranten Umgang mit der ersten Liebesbeziehung der Tochter verdeutlicht.

Das Ende dieser Beziehung wird mit einer dramatischen Wendung verbunden: Es ist der Anlass für ein überstürztes Auslandsjahr in den USA. Dieses stellt die Erzählerin zum einen als zu bestehende Herausforderung dar, zum anderen verdeutlicht sie wiederum am Beispiel der sie in ihrer

Bewegungsfreiheit einschränkenden Gastfamilie die besondere Qualität der Beziehungen in ihrer Herkunftsfamilie. Dies und die eigene Erfahrung mit dem Scheitern einer Liebesbeziehung nutzt die Erzählerin als Perspektive auf die Trennung ihrer Eltern, mit der sie sich nach der Rückkehr aus den USA konfrontiert sieht und an der sie eine sehr erwachsen wirkende Haltung demonstriert.

In der zweiten Hälfte der biographischen Erzählung sind die Entwicklung der Beziehung zu Andreas, dem späteren Ehemann der Erzählerin, und die Berufsausbildung und -karriere die dominierenden Themen, die jedoch stets miteinander verschränkt sind. So wird in Verbindung mit dem Beginn der Beziehung problematisiert, dass Andreas deutlich älter und finanziell unabhängig ist, während die Protagonistin noch ihr Grafikstudium plant. Ein Studienplatz in Afeld, wo Andreas wohnt, ist die Voraussetzung für ein Zusammen-Leben. Das Studium selbst wird als erfolgreicher Balanceakt zwischen künstlerischen Neigungen und dem Ziel finanzieller Unabhängigkeit dargestellt. Den beruflichen Einstieg in die Werbebranche präsentiert die Erzählerin als gelungene Vereinbarung ihrer Ansprüche, vor allem aber als Garant ökonomischer Eigenständigkeit und als Gelegenheit für ihren Ehemann, sich beruflich zu verändern. Dies führt schließlich zum gemeinsamen Entschluss, nach Gestadt zu ziehen. Verbunden mit diesem Umzug in die Nähe ihrer Herkunftsfamilie greift die Erzählerin das Thema Lebensform erneut auf; die Option, in die Wohngemeinschaft der Mutter und des Bruders zu ziehen, wird diskutiert und verworfen. Die Haupterzählung schließt mit einem Blick auf die Großeltern und die Geschwister; die Qualität der Beziehungen zu den Einzelnen wird kurz skizziert und mit kleinen Episoden ausgemalt.

Auf die Nachfrage nach der Scheidung ihrer Eltern hin geht die Erzählerin auf die Divergenzen zwischen beiden in der Lebensformfrage ein. Sie sieht bei ihrem Vater eine „konservativere“ (41,16) Orientierung am traditionellen Kleinfamilienmodell, auf das sich ihre Mutter nur als Kompromiss eingelassen habe. Die Involviertheit ihrer Eltern in die 68er-Bewegung erinnert die Erzählerin auch in Form ihrer eigenen Teilnahme an verschiedenen Aktionen, vor allem aber macht sie hier noch einmal die Kinderladenerziehung zum Thema, die sie wiederum positiv evaluiert. In diesem Zusammenhang erwähnt sie auch die Einschätzung ihrer Mutter, „dass wir ganz schön lahm sind“ (45,29), was politisches Engagement betrifft.

Im Vergleich ihrer eigenen Biographie mit der ihrer Mutter hebt die Erzählerin die Unterstützung hervor, die sie von ihren Eltern für ihre Ausbildung bekommen hat. Vor dem Hintergrund ihres Wunsches nach Kindern markiert sie aber auch ihre Ambivalenz hinsichtlich der Karriere, die bislang einen Verzicht auf Kinder bedeutete. Anknüpfend daran formuliert sie als Wunsch an eine neue Frauenbewegung ihr persönliches Interesse an mehr „Akzeptanz“ (49,9) von Müttern im Berufsleben und resümiert: „ja

Frauenbewegung (8s) ich denke für mich ist das echt – arbeiten und Kinder unter einen Hut /kriegen (lachend)/“ (49, 9f). Einen persönlichen Bezug zur Frauenbewegung sieht sie bei sich nicht, sondern distanziert sich von Versuchen, stets Unabhängigkeit von Männern zu demonstrieren, als „Emanzengeschichten“ (49,25).

9.2.2 Gertrud Aschauer: Erweiterung und Begrenzung von Handlungsspielräumen durch familiäre Strukturen

In den Schilderungen von Gertrud Aschauer spielt die Familie als Lebensform die maßgebliche Rolle. Doch gerade hier zeigt sich bei näherem Hinsehen, dass Familie ganz unterschiedliches heißen kann. Das ist umso interessanter, als Frau Aschauer derjenigen Generation angehört, die als Trägerin des „Goldenen Zeitalters der bürgerlichen Kleinfamilie“ gesehen wird:

„Diese Frauengeneration [hat] ihr familiales Leben in der Nachkriegszeit begonnen, in der sich die am bürgerlichen Familienmodell orientierte moderne Kleinfamilie historisch erstmalig institutionalisieren konnte, die bereits von der Töchtergeneration als sinngebendes Element für ein ganzes Frauenleben nicht mehr so recht akzeptiert ist“ (Born/Krüger/Lorenz-Meyer 1996: 12).

Obwohl die Dominanz dieses Modells auch in Frau Aschauers Erzählung unübersehbar ist, ist genauer zu differenzieren, wie darin das ‚Zusammen-Leben‘ als Familie vorkommt und welche unterschiedlichen Kontexte die Erzählerin unter diesem Label konstruiert.

9.2.2.1 Übernahme ‚väterlicher‘ Funktionen in der Herkunftsfamilie

Am Beginn eines biographischen Interviews führen sich die ErzählerInnen häufig mit einer Selbstpositionierung in ihrer Herkunftsfamilie ein. Gertrud Aschauer tippt jedoch an dieser prominenten Stelle in schneller Reihenfolge mehrere verschiedene soziale Kontexte ihrer Kindheit kurz an: Den Kreis ihrer Freundinnen und die Schule, die Geschwister, die Besuche der Großmutter und schließlich die Eltern. Das verbindende Element der einzelnen Bildfragmente ist die wiederholte Evaluation der Kindheit als „schöne Zeit“ (1,31; 2,11). Was die Erzählerin damit konkret verbindet, wird jedoch nicht ausgeführt; vielmehr werden die einzelnen Bildfragmente in einen historischen Horizont eingeordnet, dessen Fluchtpunkt der Kriegsausbruch ist. So ist die zeitliche Einordnung einzelner Abschnitte vom Datum des Kriegsausbruchs dominiert: „und - na meine Schulzeit dann - das war ja schon auch neununddreißig brach ja dann der Krieg aus nicht?“ (1,34-35). Dem ähnelt die Begründung der Erzählerin dafür, dass sie keine Schilderungen eines Familienlebens abgeben kann:

und dann bin ich nachher bin ich ja aus zweiundvierzig bin ich ja aus der Schule gekommen - also deshalb ich hab gar keine dass ich Ihnen da viel erzählen kann von meinen Eltern nich? / I: mh / also wir sind viel spazi_ wenn unser Vater mal da war dann sind wir spazieren gegangen nich? und mehr war auch nicht nich? / I: mh / also man konnte sich das ja auch nicht leisten. / I: mh / nich? also damals. es war ja alles so n bisschen anders. es waren drei Kinder schon da nich? und ((Räuspern)) Mutti hat nicht gearbeitet - und man konnte sich da nich viel leisten nicht? ich weiß nur neununddreißig - dass meine Eltern da noch einmal in Urlaub gefahren sind. und zwar ins Rheinland. / I: mhm / und dann brach der Krieg aus und da kamen sie zurück. nicht? / I: mh / und das ist auch das einzige was ich so erinnere und denn bin z_ dann - kriselte das schon bei meinen Eltern. (2,34-50)

Die Erzählerin nimmt hier Bezug auf ein bestimmtes Modell des Zusammen-Lebens in einer Familie und begründet, warum sie dieses Schema nicht bedienen kann. „Viel erzählen“ zu können setzt in diesem Modell das gemeinsame aktive Verbringen von Freizeit voraus. Dem stellt die Erzählerin die ökonomische Knappheit und den Ausbruch des Krieges entgegen, der auch das hier geschilderte in einer nicht näher erläuterten Weise überschattet. Daneben ist es vor allem die zeitliche Begrenztheit der Familienkonstellation, die verhindert, dass es etwas im Sinne des unterstellten Modells von Familienleben zu erzählen gibt: Das Ende der Schulzeit bedeutet für die Erzählerin auch das Ende ihrer Teilnahme am Familienleben; die Zeit, die der Vater mit der Familie verbringen kann, ist begrenzt, und vor allem ist die Ehe der Eltern nicht von Dauer.

Die Argumentation der Erzählerin sagt etwas über das Familienmodell aus, das sie offensichtlich als geteiltes Wissen voraussetzt und auf dessen Basis sie ihre Familie charakterisiert. Das gemeinsame Erleben von ‚Erzählenswertem‘ als Familie setzt die Vollständigkeit der Familie voraus, die vor allem dann gegeben ist, wenn – als *conditio sine qua non* – beide Eltern anwesend sind.

Diese Konstellation ist es jedoch gerade nicht, auf die die Erzählerin bei der weiteren Rekonstruktion ihrer Biographie zurückgreifen kann. Es ist vielmehr die Abwesenheit des Vaters nach der Scheidung der Eltern, um die sich die weitere Erzählung dreht. Dabei vollzieht die Erzählerin vor allem eine Verschiebung ihrer eigenen Position im sich verändernden Gefüge ihrer Herkunftsfamilie nach. Im Zusammenhang mit ihren Bemühungen um eine Lehrstelle schildert sie eine Erfahrung mit ihrem Vater, an der sich das besonders eindrucksvoll zeigt:

und - dann hab ich mir diese Lehrstelle gesucht und das Schlimmste war denn - dass mein Vater die Sachen nicht unterschrieben hat. nich? - und da war ich so böse auf diesen Mann. also dieser diesen Lehrvertrag. / I: mh / und so nich? / I: ja / und da musst ich dann einen Vormund haben nich? also irgendwie vom

Vormundschaftsgericht / I: mh / und dann mussten die ganzen Sachen nochmal ausgefüllt werden und so nich? - - (6,28-36)

In dieser Szene wird eine ‚untypische‘ Vater-Tochter-Interaktion dargestellt. Die Tochter ist die Handelnde, sie verfolgt in Eigeninitiative ihren biographischen Entwurf. Der Vater boykottiert dies, wofür es nicht einmal eine Begründung gibt. Er hat zwar nur einen formalen Beitrag zu leisten, an der ihm formal zustehenden Macht könnte jedoch die Initiative der Protagonistin⁵ scheitern. Der Entmachtung des Vaters durch Einschalten des Vormundschaftsgerichts weist auf die souveräne Position hin, in der sich die Erzählerin hier ihrem Vater gegenüber sieht. Ihre Position, nicht die des Vaters, ist die einer Tadelnden, moralisch Urteilenden. Sie ist es, die den Vater mit ihrer eigenen moralischen Autorität eines Fehlers bezichtigen kann, nicht umgekehrt. Dies bedeutet gleichzeitig eine Entpflichtung des Vaters und eine Distanzierung von ihm. Als „dieser Mann“ hat er keinen maßgeblichen Einfluss mehr auf die Entscheidungen seiner Tochter, er kann ihr biographisches Handeln nicht mehr behindern.

Auch in anderer Hinsicht konstruiert sich die Erzählerin dem Vater gegenüber als moralische Autorität. Sie verurteilt, dass noch während ihre Mutter von ihm schwanger ist, auch eine andere Frau bereits ein Kind von ihm erwartet (mit dem ironischen Kommentar: „also Männer können eben mehr als Frauen ne?“ (7,4)) und er die erstere mit drei Kindern während des Kriegs im Stich lässt.

-
- 5 Die Unterscheidung zwischen der Protagonistin der Geschichte, die erzählt wird, und der Erzählerin mag in einer Interpretation einer autobiographischen Stegreiferzählung seltsam anmuten. Die Erzählerin ist schließlich selbst die maßgebliche Protagonistin ihrer eigenen Lebensgeschichte; auch wenn die Geschichten, die erzählt werden, teilweise lange zurückliegen, die Person sich über die Lebenszeit und durch die biographische Erfahrungsaufschichtung verändert hat und frühere Erfahrungen vielleicht aus einer veränderten Warte betrachtet und erzählt, ist es doch dieselbe Person. Dennoch macht es Sinn, zu analytischen Zwecken zwischen der Aktivität der Erzählerin, die ihre Erfahrungen auf eine bestimmte Art und Weise kommuniziert, und dem dargestellten Denken, Fühlen und Handeln der Protagonistin der erzählten Geschichten zu unterscheiden. Es lassen sich immer wieder große Unterschiede in dem Verhältnis beobachten, in dem jeweils die erzählende und die ‚erzählte‘ Person zueinander stehen. So wird z.B. das „Böse-Sein“ auf den Vater, der die Familie im Stich lässt, an anderer Stelle aus einer größeren Distanz heraus beurteilt: „also das habe ich dem Mann nie verziehen. nachher ja. als er so krank wurde. aber da nicht. also so böse war ich.“ (8, 41f). Die Erzählerin setzt sich also aus einer lebensgeschichtlich späteren Perspektive noch einmal in ein anderes Verhältnis zu dem früher Erlebten, was ja ein ganz wesentliches Element von biographischer Selbstkonstruktion ist. Wenn also davon ausgegangen wird, dass die Erzählerin sich in dem, was sie über sich und ihre früheren Erfahrungen erzählt, selbst als Person bzw. Subjekt konstituiert, ist auch von Bedeutung, wie sie das jeweils tut bzw. wie sie sich erzählerisch zu dem verhält, wovon sie spricht.

In diesem Zusammenhang verschieben sich die Positionen von Vater und Tochter auch noch in einer anderen Hinsicht. Die Erzählerin stellt sich als diejenige dar, die an Stelle des Vaters die Verantwortung für die Familie übernimmt. Schon während des an die Schulzeit anschließenden Pflichtjahrs nimmt die Tochter zusätzliche Belastungen auf sich, um die Nacht bei der Mutter und den beiden kleineren Geschwistern zu verbringen, obwohl sie von 5 bis 21 Uhr arbeiten muss. Das Verhältnis zur Mutter deutet die Erzählerin im Sinne einer Parentifizierung: „Ich war ja Mutti ich war ja der Vater so ungefähr für meine Mutter ne?“ (6, 41) Szenisch wird dies an anderer Stelle im Zusammenhang mit den Bombennächten in Afeld deutlich.

ich hatte grade Urlaub. / I: mhm / als die Angriffe waren. / I: hm / nich? und - war es war ja nie was gewesen so. Großangriffe hatten wir doch auf Afeld nicht. - da fragt meine Mutter mich ich hatte - ich glaub ich hatte gar nichts an im Bett ich war zum Pefelder See gewesen jeden Tag. solche Haare und / ((lacht)) / verbrannt bis da hinaus - da sagt sie m_ zu mir Gertrud wollen wir aufstehen? wollen wir aufstehen? - sag ich nee. und denn da wo wir dies diese Gut Emberg wo wir immer Ernteeinsatz machten / I: mh / da war die ganz schwere Flak bei uns ne? / I: mhm / und da fing die ja an zu bellen. / I: mh / nich? und so schnell bin ich noch nich aus m Bett gekommen und denn meine drei Gesch_ also meine kleine Schwester lag ja im Stubenwagen dieses dieses Ba_ dies Baby / I: mh / und die andern beiden nur ruck zuck angezogen nich? also mein Bruder der zitterte schon wie Espenlaub wenn er wenn die Sirenen losgingen - und dann haben wir unten im Treppenhaus gestanden. / I: mh / bis denn das Glasdach runter kam / I: ach / nich? nee aber da war so n Untersatz wo sie so Fahrräder reinstellen konnten / I: mh / und da standen wir der eine meine Mutter von vorn über den Stubenwagen ich über den an_ von hinten und denn einer hatte das eine Kind und das andere Kind. / I: mh / ne? aber uns is ja nichts passiert. (7,34-8,12)

In der Interaktion mit der Mutter, die die Erzählerin hier beschreibt, wird eingelöst, was zuvor theoretisch festgestellt wurde. Die Mutter überträgt ihr Verantwortung, indem sie sie fragt, was zu tun sei, und die Tochter entscheidet und weist souverän und entspannt die Bedenken der ängstlichen Mutter zurück. Sie ist es aber auch, die dann die tatsächlich drohende Gefahr wahrnimmt und schnell handelt. In der Schilderung tritt die Protagonistin hier auch als die einzige Handelnde auf, von einer Absprache mit der Mutter oder dem, was diese tut, ist nicht mehr die Rede. Die Tochter übernimmt hier die Verantwortung für die Geschwister. Auch in der Szene im Treppenhaus nimmt sie eine souveräne, ‚erwachsene‘ Position ein; nicht sie wird von jemandem geschützt wie ein Kind, sondern schützt die kleineren Geschwister.

Wie in der Erzählung vom Lehrvertrag und dem Boykott des Vaters verschränken sich hier die Momente Autorität, Verantwortlichkeit und Handlungsorientierung, die die Subjektposition der Protagonistin in der

Erzählung bestimmen. Wo andere, vor allem der Vater, ihre Funktion und Verantwortung nicht wahrnehmen, entsteht zunächst eine Lücke. Dadurch, dass die Tochter dies von einer Warte moralischer Autorität aus verurteilt und die Verantwortung selbst übernimmt, gewinnt sie auch an Einfluss und Gestaltungsspielraum. In dem Maß, wie sie dem Handlungsdruck begegnen und die Lücke aktiv füllen kann, bestätigt sich auch ihre Handlungsorientierung.

9.2.2.2 Familie als idealisiertes Modell sozialer Integration

Während die Erzählerin die vermeintlich geteilten Standards des Zusammen-Lebens als Familie oder der Eltern-Kind-Beziehung weitgehend unberücksichtigt lässt, wo sie über ihre Herkunftsfamilie spricht, benutzt sie das Modell ‚Familie‘ in einem anderen Kontext in äußerst idealisierender Weise. Sie berichtet von ihrem Pflichtjahr in einem landwirtschaftlichen Betrieb, das während des Nationalsozialismus im Anschluss an die Schulzeit abgeleistet werden musste.

aber ich musste ja ins Pflichtjahr. und dann bin ich in Kaheim. / I: mh / zu einem Viehhändler gegangen. - und - da waren zwei Kinder die waren genauso alt wie ich / I: hm / nich? da musste ich arbeiten. ich war eben ich war noch nicht mal vierzehn als ich da hin musste. und ich hab manchmal geheult. - also da weil das so schwer war da hab ich immer gedacht nein du kannst nichts sagen die /seine Kinder müssen genauso arbeiten ((lachend))/ . es waren ja keine Männer mehr da. / nich? und dann hatten wir auch noch einen polnischen mh wie sagt man dazu. die heute noch auf ihr Geld warten. / I: Zwangsarbeiter. / Zwangsarbeiter. / I: mh / nich? aber trotzdem das war wirklich eine Familie da wurde keiner ausgeschlossen. wir haben alle an einem gleichen Tisch gegessen. / I: mh / ne? auch der Pole. nich? und Opa. und O_ Opa wohnte oben eh der war Zigarrenmacher. nich? und auch diese Angestellte der Ziga_ wir aßen alle an einem Tisch. und das fand ich also es war eine Familie. / I: mh / nich? und ich muss auch sagen da hab ich ne schöne Zeit gehabt nich? viel gearbeitet aber auch schön. schöne Zeit. (4,9-32)

Die Erzählerin führt hier zunächst eine argumentative Auseinandersetzung um die Notwendigkeit der schweren Arbeit. Dem eigenen Leiden werden die Ansprüche eines Kollektivs gegenübergestellt, das keinen Unterschied zwischen seinen Angehörigen macht. Die Protagonistin konstruiert oder übernimmt hier eine bestimmte Form von Gerechtigkeitsvorstellung, eine ‚Moral‘ des Kollektivs und erkennt sie an; indem sie sich ihr unterstellt, diszipliniert sie sich selbst. Sie erlangt damit aber gleichzeitig ein Stück Kontrolle über die Situation, weil sie selbst es ist, die in ihr Leiden unter der schweren Arbeit einwilligt.

In die Rekonstruktion der Notwendigkeit der schweren Arbeit ist auch die Reproduktion eines Geschlechterschemas eingelassen. Der Verweis

auf die Abwesenheit der Männer ist ein Argument für die Notwendigkeit, dass auch jugendliche Frauen wie die Erzählerin körperlich hart arbeiten mussten. Dieses Argument setzt viel geteiltes Wissen über das ‚normale‘ Funktionieren der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung voraus. Dass die Praxis während der Abwesenheit der Männer dieser ‚normalen‘ Ordnung widerspricht, setzt sie jedoch keineswegs außer Kraft. Das ostentative Ausweisen der von Frauen und Kindern getanen Arbeit als Männerarbeit heilt vielmehr diese Ordnung, indem die widersprechende Praxis als Ausnahmezustand gekennzeichnet wird.

Die Positionierung der Erzählerin im Sinne einer Arbeitsmoral des Kollektivs ist getragen durch die Integration in dieses Kollektiv, das die Erzählerin nach dem Modell „Familie“ konstruiert. Als Beleg für die Integrationskraft des Familienmodells führt die Erzählerin den polnischen Zwangsarbeiter und den „Opa“ mit seiner Angestellten an, die am gemeinsamen Essen teilnehmen. An dieser Szene soll die Gemeinschaftlichkeit sinnfällig werden; sie erstreckt sich über das gemeinsame harte Arbeiten hinaus auf den Bereich der Reproduktion der Arbeitskraft, der seit der Trennung der Sphären von Arbeit und Reproduktion im Zeitalter der Industrialisierung der klassische Bereich des Zusammen-Lebens in der Kleinfamilie ist.

Mit der Formel „das war wirklich eine Familie“ wird eine andere Realität radikal ausgeblendet: Das Zustandekommen des Kollektivs hat mitnichten etwas mit der Gemeinschaftlichkeit zu tun, die hier beschworen wird. Die Anwesenheit des Zwangsarbeiters – es ist bezeichnend, dass die Erzählerin hier nach der aktuell korrekten Bezeichnung sucht – ist das Resultat eines von einem totalitären Regime geführten Krieges. Auch die Anwesenheit der Erzählerin selbst ist Folge einer von den Nationalsozialisten eingeführten und mit Ideologie befrachteten Regelung. Dass die Erzählerin das an dieser Stelle ausblendet, ist überraschend, da sie im Verlauf des Interviews in verschiedenen Kontexten mehrmals ihre Verweigerung gegenüber der nationalsozialistischen Vereinnahmung zum Thema macht.

Im Motiv des egalitären Zugangs aller zum gemeinsamen Tisch macht die Erzählerin jedoch implizit auch eine Hierarchie in dem sozialen Gefüge deutlich, in dem sie sich selbst positioniert. Sie konstruiert für sich selbst eine engere Zugehörigkeit zur Familie, indem sie von einem „Wir“ spricht, das einen Zwangsarbeiter „hatte“, und nennt den Großvater der Familie „Opa“, als ob sie auch selbst eine Enkelin wäre. Damit wird es möglich, den eigenen prekären Status und die Ausbeutung auszublenden. Vor diesem Hintergrund ist auch die Evaluation des Pflichtjahrs als „schöne Zeit“ trotz der vielen Arbeit zu verstehen. Die Integration in das Kollektiv ermöglicht und erfordert es, sich der kollektiven Moral entsprechend zu ihm zu verhalten, sprich es durch die erforderliche harte Arbeit zu unterstützen und für seinen Erhalt zu sorgen.

Obwohl die Erzählerin hier – im Gegensatz zur Herkunftsfamilie – ein ‚funktionierendes‘ Familienmodell schildert, gibt es zwischen dem realen Funktionieren des Kollektivs auf dem landwirtschaftlichen Anwesen und dem Funktionieren der unvollständig gewordenen Herkunftsfamilie auffällige Parallelen. Für beide ‚Familien‘-Konstellationen gilt: „Es waren ja keine Männer mehr da“. Der Ausfall der Arbeitskraft bzw. das Vernachlässigen des spezifischen ‚männlichen‘ respektive ‚väterlichen‘ Verantwortungsbereichs führt dazu, dass die verbliebenen ‚Familien‘-Mitglieder dies kompensieren, auch wenn es ihre Kräfte übersteigt, um das Kollektiv am Leben oder Funktionieren zu halten. Daraus leitet sich eine bestimmte Bedeutung von ‚Familie‘ ab, die die Erzählerin hier implizit konstruiert: Familie ist da, wo alle zusammen helfen, wenn ‚Not am Mann ist‘ (und dies durchaus im wörtlichen Sinne), unabhängig von ihrer Position und unabhängig von ihren Kapazitäten. In beiden Fällen spielt Moral eine große Rolle; im Fall der Herkunftsfamilie verurteilt die Erzählerin, dass der Vater die Familie im Stich gelassen hat, im Fall der Pflichtjahr-Familie akzeptiert sie die Umstände, möglicherweise deshalb, weil die Integration dort für sie auch äußerst positive Seiten hat, und idealisiert sogar das Familienmodell. In beiden Fällen jedoch tut sie das Ihre, um ein Funktionieren des Gefüges unter erschwerten Umständen zu gewährleisten.

Interessant ist, dass Familie als idealisiertes Modell sozialer Integration in diesem Sinn in einem anderen Kontext und an einer wesentlich späteren Stelle der biographischen Erzählung wieder auftaucht. In der Evaluation ihrer Tätigkeit als Filialeiterin wird, wie beim Pflichtjahr, neben der außerordentlichen Anstrengung der gemeinsame „Spaß“ in den Vordergrund gestellt, der mit ganz ähnlichen Motiven verbunden wird:

es war wirklich die - das waren viele auch die alleine waren Frauen also wenn man / I: mh / mal so Bohnen Birnen und Speck gekocht hat oder - oder Milchreis oder irgendwie so Eintopf / I: mh / saure Suppe und so das kennen Sie sicherlich alles nicht nicht? / I: ach ja / doch ja doch? / I: zum Teil schon ja / und=e nich? und das war herrlich. weil wir wie gesagt wir waren ne große Familie. (27,21-29)

Wie schon in der Schilderung des Pflichtjahrs ist das Gemeinschaftserlebnis, das hier wie dort am gemeinsamen Essen festgemacht wird, der Ausgleich für die harte Arbeit. Dass die Gruppe als „große Familie“ bezeichnet wird, weist darauf hin, dass das Modell, auf das hier Bezug genommen wird, nicht das der bürgerlichen Kleinfamilie ist, sondern das einer durch verwandtschaftliche Beziehungen solidarisch verbundenen größeren Gruppe von Individuen. Auch hier handelt es sich bei der ‚Familie‘ um eine Gemeinschaft hart arbeitender Frauen, die zum Teil ‚alleine‘ sind, also nicht mit Männern zusammen leben. Familie in diesem idealisierten Sinn als Prinzip der Integration in ein Kollektiv kann also auch ohne die Differenzierung väterlicher und mütterlichen Funktionen oder Verantwor-

tungsbereiche, wie sie die bürgerliche Kleinfamilie impliziert, auskommen.

Interessant ist zudem, dass die explizite Bezugnahme auf das Modell „Familie“ in diesem idealisierten Sinn in Kontexten vorkommt, die als eigenständige Bereiche neben die der Herkunftsfamilie oder der später gegründeten eigenen Familie gestellt werden. Die Bezugnahme erfolgt zudem an Stellen in der Lebensgeschichte, wo die Zuordnung zur jeweiligen eigenen Familie nicht mehr eindeutig ist: Nach Beendigung der Schulzeit sieht sich die Erzählerin nicht mehr ohne weiteres als Teil der Herkunftsfamilie (sh. oben), und die Charakterisierung der Supermarktbelegschaft als Familie bezieht sich auf die Zeit nach dem Ausbrechen aus der Enge des Hausfrauenlebens. Dass den sozialen Beziehungen in diesen nicht im herkömmlichen Sinne familiären Kontexten eine solche Qualität zugesprochen wird, weist drauf hin, dass das Eingebundensein darin als Teil einer Lebensform betrachtet werden kann, die sich möglicherweise mit den gängigen Kategorien nicht beschreiben lässt.

9.2.2.3 Familiengründung als Unterwerfung unter äußere Zwänge

Dieser emphatische Bezug auf das Modell Familie findet sich dagegen im Zusammenhang der Gründung einer eigenen Familie ebensowenig wie in Bezug auf die Herkunftsfamilie. Die Geschichte der Familiengründung folgt eher der Logik eines Hineingeratens in eine soziale Konstellation, die für die Protagonistin unerwartet klar hierarchisch strukturiert ist und in der sie fremden Regeln folgen und eigene Entscheidungskompetenz aufgeben muss. Dieses Muster zeigt sich bereits in der Erzählung über den Beginn der Beziehung, wo die Erzählerin eine Art reflektierend-distanzierte Perspektive einnimmt, die in dieser Form im Interview bislang noch nicht aufgetaucht ist.

und da hab ich auch nach Kriegsende - eh im Herbst meinen Mann kennen gelernt / I: mh / schon fünfundvierzig. nich ?- und - ich weiß nicht ob es die große Liebe war oder ob das son Nachholbedarf ich weiß nicht wir wir acht Freundinnen haben alle siebenundvierzig achtundvierzig schon geheiratet. / I: mh / ich weiß es nicht. wenigstens=e - hab ich denn zu Ende gelernt - auch - dann kannte ich ja meinen Mann aber auch schon - sind wir zwei Jahre zu_ und denn fand ich auch meine Schwiegereltern so toll die hatten n Haus - aber ein - sie hatte kein Herz. nich? das hab ich aber viel später erst fest_ festgestellt nich? und er war einziger Sohn mein Mann nich? und die wohnten in Beberg [Stadtteil von Afeld, C.T.] (11,31-40)

Die Erzählerin macht hier klar, dass es eine Differenz zwischen ihrer Wahrnehmung der geschilderten Ereignisse damals und heute gibt. Die Motive für ihr damaliges Verhalten werden überprüft; die „große Liebe“

als etwas Persönliches, Individuelles wird skeptisch in Frage gestellt, und es wird ein Motiv eingeführt, das weniger mit einer persönlichen Empfindung und Entscheidung zu tun hat als mit allgemeinen Zeitumständen. Die Veranlassung zum Eingehen der Beziehung wird damit von der eigenen Person weg nach außen verlagert, in den Bereich von fremden Normen, denen „alle“ folgen. Auch der Einschätzung des späteren Mannes und seines familiären Hintergrunds als ein weiteres Motiv für das Eingehen der Beziehung wird sozusagen aus späterer Sicht der Boden entzogen. Die Aussicht auf „tolle“ Schwiegereltern, die zudem über ökonomische Ressourcen verfügen – so die implizite Botschaft der Beschreibung – ist trügerisch, weil sich die Schwiegermutter später als herzlos erweisen wird. Durch diesen Hinweis werden Komplikationen angekündigt, die noch auszuführen sind.

Mit der Einführung der Schwiegereltern in Verbindung mit deren Haus wird auch schon deutlich, dass das Eingehen der Beziehung zum Ehemann in einem weiteren sozialen Kontext angesiedelt ist, der seine eigenen Regeln hat und der mit dem romantischen Motiv einer „großen Liebe“ ebensowenig zu tun hat wie der allgemeine „Nachholbedarf“, der eine ganze Generation zur schnellen Heirat motiviert. Die Konfrontation mit den Regeln dieses neuen Kontexts ist dramatisch:

aber - denn hab ich ja - warn wir zwei Jahre zusammen und dann - musste ich natürlich heiraten. nich? - - denn. - so ist das dann ne? und da da warn ja meine Schwiegereltern gar nicht mit ein_ ich musste nicht heiraten aber es war ja früher noch so - ich hab die Frau kennen gelernt dass sie zu mir gesagt hat ob ich mir das nicht hätte weg_ ob nicht wegmachen lassen kann das Kind. und ich hatte von meiner Tante jemand. ich wollte das nicht. weil ich Angst hatte. mal später keine Kinder zu bekommen / I: mh / oder so. es war ja eine ganz fiese Zeit damals nich? - na und denn ham wir geheiratet ob dat richtig war weiß ich nicht also - (12,39-48)

Das Ereignis, von dem die Erzählerin hier berichtet, wird nur implizit benannt. Es geht um eine Schwangerschaft, die Erzählerin spricht jedoch davon, dass sie „heiraten musste“. Als Synonym für eine Schwangerschaft funktioniert dies nur vor einem ganz bestimmten geteilten kulturellen Hintergrund: Uneheliche Schwangerschaften sind sanktioniert, und eine Frau muss zu ihrer Absicherung und der des Kindes innerhalb einer klar definierten, institutionell geregelten Lebensform einen ‚Ernährer‘ an sich binden. Dadurch, dass sie im Singular formuliert, macht die Erzählerin deutlich, dass vor allem sie es war, die nun einer anderen Logik folgen musste, als sie es möglicherweise selbst wollte. Der fatalistische und resignative Grundton („natürlich“, „so ist das dann ne?“) macht implizit klar, dass es nicht die Intention der Erzählerin war, zu heiraten und eine Familie zu gründen. Sie konstruiert sich damit sozusagen indirekt als Opfer der Logik

des Heiraten-Müssens, die nur aus heutiger Sicht zu relativieren ist („es war ja früher noch so“).

Die Schwiegermutter wird ebenfalls indirekt charakterisiert. In der Art und Weise, wie sie innerhalb der Logik des Heiraten-Müssens agiert, wird deutlich, welche Interessen sie verfolgt. Sie möchte das Kind und damit die Ansprüche der zukünftigen Schwiegertochter beseitigt sehen. Ihre Ablehnung sowohl des Kindes als auch der Schwiegertochter stellt die Erzählerin damit als genauso unverhohlen dar wie die Feindseligkeit schon bei der ersten Begegnung. Die Erzählerin bezieht nun aber weiter keinen moralischen Standpunkt in Bezug auf eine mögliche Abtreibung, um die Schwiegermutter zu disqualifizieren. Sie scheint selbst über eine Abtreibung nachgedacht zu haben. Die Entscheidung dagegen macht sie an einer weitergehenden biographischen Perspektive fest, nämlich „später“ Kinder zu bekommen.

Insgesamt und durch das Resümee wird jedoch klar, dass die dominierende Prozessstruktur dieser Passage nicht mehr die des intentionalen Handlungsschemas ist. Es zeichnet sich schon ab, dass dies der Beginn einer Geschichte ist, die nicht gut ausgeht oder deren Fortgang die Erzählerin genauso wenig als von sich selbst bestimmt betrachten kann wie ihren Anfang. Was passiert, ist bestimmt durch die „fiese Zeit“, die sich aus heutiger Perspektive genauso zu erkennen gibt wie sich die Frage stellt, ob es richtig war zu heiraten. Hier geht die Erzählerin wieder in ähnlicher Weise reflektierend auf eine kritische Distanz wie oben.

Die Zeit nach der Heirat bezeichnet die Erzählerin als „die Hölle“ (12,49); der Grund dafür ist das Zusammen-Leben mit den Schwiegereltern in deren Haus. Die Erzählerin sieht sich von der Schwiegermutter auf Grund ihrer Herkunft aus einer kinderreichen Familie mit geschiedenen Eltern als „asozial“ (13,4) diffamiert und wegen ihrer Selbstständigkeit kritisiert. Damit wird genau der Lebenskontext, in dem die Erzählerin moralisches Urteil, Autorität, Verantwortung und Handlungsfähigkeit entwickelt hat, entwertet. In dem neuen sozialen Gefüge kann die Erzählerin sich damit nicht verorten, die genannten Perspektiven tauchen in den Erzählungen zu diesem Lebensabschnitt nicht mehr auf, es dominiert die reaktive, defensive Position.

Für die Zeit im Haus der Schwiegereltern berichtet die Erzählerin von weiteren Demütigungen, einer Fehlgeburt und materieller Not. Die Wende macht sie am Umzug in eine separate Wohnung fest. Voraussetzung dafür ist die Berufskarriere ihres Mannes, die zu bescheidenem Wohlstand führt. In diesen Zusammenhang kommt die Erzählerin in einer Rückblende kurz auf ihre eigene (Nicht-)Berufstätigkeit zu sprechen.

ich hab auch nicht gearbeitet mehr ach das hab ich ganz vergessen ich ha_ bin ja aufgehalten zu arbeiten damals als Marlies geboren wurde ne? / I: mh / und das Schönste war dann noch also wie man sich hat unterdrücken lassen siebenund_ also wenn ich da dran denke noch. Marlies war geboren und diese wo ich im Ge-

schäft war. die Angestellte die hatte sich selbständig gemacht. / I: mh / und die hatte mir dann geschrieben ob ich nicht bei ihr anfangen wollte. / I: mhm / und da durfte ich nicht schreiben mein Mann hat geschrieben. - ne? ja das - so war das früher. is wirklich wahr. also zu so seine Frau hätte das nicht nötig zu arbeiten. und das hab ich bis heute bereut kann ich Ihnen sagen. - na. - dass ich also dass ich - und ich bin nachher bin ich auch froh geworden Marlies wäre nämlich im Sch_ im Sinne meiner Schwiegermutter erzogen worden nich? / I: ach so / und das hab ich dann selber übernommen lieber nich? (14,27-42)

Die Erzählerin stellt das Ende ihrer Berufstätigkeit in den Zusammenhang der Geburt ihrer Tochter; dies wird nicht näher kommentiert und bedarf offensichtlich keiner weiteren Erklärung. Mit der bürgerlichen Kleinfamilie in Form der Versorgerehe ist die zur damaligen Zeit fraglos dominierende Lebensform etabliert. Dennoch ist das „Aufgehalten“-Werden eines Nachtrags wert, nachdem es zuvor „vergessen“ wurde. Die folgende Evaluation wird offensichtlich aus einer späteren Perspektive als der damaligen vorgenommen, zumindest ist die Terminologie historisch jünger. Wenn im Kontext der Berufstätigkeit und Familienarbeit von Frauen von Unterdrückung die Rede ist, so handelt es sich um die Terminologie der Frauenbewegung. Auch das Motiv einer allgemeinen Struktur der Unterdrückung, unter der Frauen als Kollektiv zu leiden haben („*man* hat sich unterdrücken lassen“) erinnert an die Diskurse der frühen Frauenbewegung. Gleichzeitig wird in dieser Formulierung das Argument der strukturellen Unterdrückung zurückgenommen, indem die Erzählerin die Verantwortlichkeit dafür dem jeweiligen Objekt der Unterdrückung zuschreibt, das sich unterdrücken lässt. Damit beansprucht die Erzählerin für sich gleichzeitig die Position eines Opfers als auch Eigenverantwortlichkeit bzw. einen Handlungsspielraum, den sie nicht genutzt hat. Angesichts der Tatsache, dass zur fraglichen Zeit der Ehemann noch das Recht hatte, das Arbeitsverhältnis seiner Frau zu kündigen, steckt die Erzählerin den Rahmen ihrer damaligen, nicht genutzten Möglichkeiten rückblickend sogar sehr weit.

Dominant bleibt jedoch eine Opfer-Logik. Die Geschichte, zu der die Erzählerin mit dieser Evaluation Stellung nimmt, zeigt, wie diese Logik hier funktioniert. Die Anfrage, die die Protagonistin bekommt, erweitert unverhofft ihre Optionen, doch es ist gar nicht die Rede davon, ob sie sie ergreifen möchte. Ihr Mann ist es, der darauf reagiert; er macht sich zum Adressaten der Anfrage und nimmt sie ihr förmlich aus der Hand, indem er sie zu einem Angriff auf sich umdefiniert. Er unterstellt, dass mit dem Angebot an seine Frau seine Kapazität als Familienernährer in Frage gestellt wird, deshalb muss er das Angebot ablehnen. Indem er den Sachverhalt so umdefiniert, legt er das Set der in der Aushandlung zulässigen Argumente fest; es geht nicht etwa um die Wünsche seiner Frau oder die Gewährleistung der Kinderbetreuung, sondern um seinen Status, der wiederum am Status seiner Frau abzulesen ist.

Die Symbolik der beschriebenen Handlung, nämlich dass der Mann auf den an seine Frau gerichteten Brief antwortet und sie damit entmündigt, ist sehr eindrucksvoll, und die Erzählerin verstärkt dies, indem sie beteuert, dass es so üblich war und ihre Schilderung „wirklich wahr“ ist. Damit betont sie den Abstand zwischen sich und der Protagonistin der Geschichte und zwischen heute und dem, wie es „früher“ war. Dennoch stellt sie einen Bezug zum „Heute“ her, nämlich den des „Bereuens“. Dies beinhaltet eine kritische Distanz, die den Anspruch auf Eigenverantwortlichkeit impliziert, wie er auch in der Formulierung „sich unterdrücken lassen“ steckt.

Doch es gibt im Gegenzug auch eine identifikatorische Bewegung. Mit Bezug auf ein Drittes, nämlich die Tochter, macht die Nichterwerbstätigkeit, die das Ergebnis des „Sich-unterdrücken-Lassens“ war, wieder Sinn. Die Erziehung der Tochter, die die Erzählerin rückblickend „lieber selber übernommen“ hat, wird damit als ein Projekt mit einem eigenständigen Stellenwert und als Alternative zur Berufstätigkeit konzipiert. Die Erzählerin schließt dann eine Argumentation an, der zufolge der finanzielle Ertrag einer Berufstätigkeit gerade die Kosten für die Kinderbetreuung aufgewogen hätte, und eignet sich so die Entscheidung über die Erwerbstätigkeit ein Stück weit wieder an.

Die besprochenen Passagen veranschaulichen, wie das Eingehen der Zweierbeziehung in zweifacher Hinsicht eine Unterwerfung unter Regelsysteme impliziert, die der Erzählerin sozusagen äußerlich bleiben und gleichzeitig einen Automatismus bezüglich der Lebensform beinhalten. Zum einen greift ein gesellschaftliches Regelsystem, also eines, das bestimmt, was „man tut“, oder besser ‚frau‘: Frau heiratet früh, frau muss heiraten, wenn sie ein Kind erwartet, frau hat es nicht nötig zu arbeiten. Zum anderen greift das Regelsystem des konkreten sozialen Kontexts, in den sie durch die Beziehung zu ihrem späteren Mann unversehens eingebunden wird: Die Schwiegereltern haben bestimmte Vorstellungen davon, welche Partnerin vom Status her für ihren Sohn angemessen ist und wie eine Ehefrau sich zu verhalten hat und können deren ökonomische Abhängigkeit ausnutzen, um sie wegen der Abweichung von ihren Vorstellungen zu diffamieren.

Obwohl das Eingehen der Ehe mit seinen Folgen hier vor allem als ein Sich-Einlassen auf zunächst unvorhersehbare Härten durch das Greifen äußerer Regelsysteme beschrieben wird, gibt es auch einen damit konkurrierenden Erzählfaden, der die Konstitution einer eigenen (bürgerlichen Klein-)Familie als ein persönliches Projekt der Erzählerin darstellt. Sie schildert zum einen die räumliche Separierung von den Schwiegereltern als etwas, das sie mit Verve betreibt; als es darum geht, das Haus der Schwiegereltern zu übernehmen, sperrt sie sich dagegen und erreicht den Umzug der Kleinfamilie in eine eigene Wohnung. Das andere Moment, an dem sich ihr Bemühen um eine eigene Familie zeigt, ist der Versuch, ein

zweites Kind zu bekommen, der nach einer Fehlgeburt erst im Abstand von acht Jahren gelingt.

Im weiteren Verlauf des Interviews stehen dann die Kinder im Vordergrund, besonders das lang ersehnte zweite Kind. Der Sohn ist von Anfang an „so n richtiges Sorgenkind“ (14,17f), weil er häufig und ernsthaft krank ist. Die Erzählerin folgt über weite Strecken dem Faden seiner Krankheitsgeschichte. Es sind zum Teil hoch narrative Passagen, die die Erzählerin sehr lebendig inszeniert, so dass hier wieder weit weniger Distanz zu dem Erzählten besteht. In der Art und Weise, wie sich die Erzählerin selbst als medizinische Expertin und engagierte und erfolgreiche Mit-Therapeutin konstruiert, wird ein bereichsspezifisches biographisches Handlungsschema erkennbar. Ähnlich wie in der Situation der Herkunftsfamilie speist es sich zunächst aus einer Notlage, in der die Protagonistin Verantwortung übernimmt und wieder als Handelnde vorkommt.

9.2.2.4 Familiäre Verpflichtungen als Auslöser einer Verlaufskurve

Mit einem Umzug in die Nähe der Schwiegereltern wird später die problematische Beziehung vor allem zur Schwiegermutter wieder zum bestimmenden Thema. Die Strategie der Protagonistin, das familiäre Zusammen-Leben aus der anfänglichen Notgemeinschaft mit den Schwiegereltern auszugliedern und kleinfamiliäre Strukturen zu etablieren, scheitert mit dem Wegfallen der räumlichen Trennung. Die erneute räumliche Nähe bedeutet für die Erzählerin, dass sie „immer auf der Matte stehen“ muss (19,37) und nach einer Erkrankung der Schwiegermutter für diese den Haushalt führt:

und denn hatte ich war ich ja drüben - immer. ich hab sie dann versorgt und dies und sauber gemacht und so und denn gab sie mir immer zwei Mark. - - also da war ich so beleidigt kann ich Ihnen sagen. / I: mh / da hab ich gesagt also ich möchte kein Geld sag ich. ich würde mich aber freuen wenn du mir mal n Blumenstrauß schenken würdest. - nich? das hatt ich n_ ich hab es meinem Mann gesagt ich sag das kannst du mal deiner Mutter sagen jetzt. ich will das Geld nicht sag ich. sie kann mir mal n Blumenstrauß schenken. (20,6-13)

Die Erzählerin rückt in der Darstellung ihrer Hilfeleistungen nicht den Aspekt einer lästigen Pflicht in den Vordergrund, sondern den ihres Engagements. Die geschilderte Geste der Schwiegermutter steht in einem krassen Missklang dazu. Indem sie der Protagonistin sozusagen ein Trinkgeld gibt, definiert sie das Verhältnis zwischen beiden als das zwischen Herrin und Diensthilfen. Sie aktualisiert damit die Hierarchie aufgrund der schon bei der Heirat postulierten unterschiedlichen Schichtzugehörigkeit und weist der Protagonistin die Position einer Abhängigen zu, nicht aber die einer

aus familiärer Solidarität oder eigenem Pflichtbewusstsein heraus Hilfeleistenden.

Das emotionale Getroffensein von der herablassenden Geste der Schwiegermutter zeigt sich sowohl in der Beschreibung der eigenen Reaktion („da war ich so beleidigt“) als auch in der Betonung. Die Erzählerin inszeniert dann einen Dialog mit der Schwiegermutter, in dem sie deren Geste zurückweist und eine andere vorschlägt, die auch ein anderes, anerkennendes Verhältnis zwischen verwandtschaftlich und nicht geschäftlich verbundenen Beteiligten symbolisieren würde. Die Erzählerin muss die Szenerie dann aber in einem ganz entscheidenden Punkt korrigieren. Das inszenierte Gespräch hat so nie tatsächlich stattgefunden. Der Protest, der sich an die Adresse der Schwiegermutter richtete, musste den Umweg über den Ehemann nehmen. Die Formulierung dem Mann gegenüber ist zwar weniger höflich, die Verärgerung wird deutlicher. Aber es gibt keine direkte Konfrontation mit der Schwiegermutter. Die Verhandlungsposition der Protagonistin innerhalb des Beziehungsgefüges ist offensichtlich so schlecht, dass sie nicht einmal ihren Unmut offen äußern kann.

Vor diesem Hintergrund kann die bisherige Selbstkonstruktion der Erzählerin als eine, die in Notlagen Verantwortung übernimmt und damit gleichzeitig Einfluss gewinnt, nicht zum Zuge kommen. Das kompetente und engagierte Agieren, das sie schildert, hat keine Vergrößerung ihrer Entscheidungs- und Handlungsspielräume zur Konsequenz, wie das in der Herkunftsfamilie der Fall war. Innerhalb des bestehenden hierarchischen Gefüges wird der Protagonistin zum Zweck der Aufrechterhaltung der Hierarchie die Anerkennung dafür verweigert. Die moralische Disqualifizierung der Schwiegereltern nützt ihr zwar, um sich von deren Verhalten zu distanzieren. Die Verurteilung der Schweigereltern reicht jedoch offensichtlich nicht aus, um ihre Autorität zu untergraben und die Protagonistin aus der Verpflichtung ihnen gegenüber zu entlassen, wie das etwa beim Vater der Fall war.

Die Schilderung eines Eklats, den die Schwiegereltern auf der Basis ungerechtfertigter Vorwürfe provozieren und in dem sich die Erzählerin ebenfalls als defensiv darstellt, bildet den Hintergrund für die folgende Passage.

und abends kriegt ich ne Tetanie. - also das muss ja so aufgestaut gewesen sein. - Muskelstarrkrampf. im Bett so aus heiterem Himmel so im Bett. Marlies war damals schon - schon fünfzehn. ja die war zur Konfirmation. die war fünfzehn war die da. - ja muss sie ja schon gewesen ja. ich war fünfunddreißig als ich das fünfzehn. fünfzehn sechzehn war sie. ja. kriegte ich ne Tetanie ne? und da war aus. nich? da hab ich glaub ich - fünf Jahre hab ich damit zugebracht. bis ich da - das dann überstanden hatte nich? aber da nu ging ja mussten sie ja sehen wie sie alleine fertig wurden nich? / I: mh / ich musste ja hier meinen Haushalt führen nich? (19,20-27)

Das Ereignis, um das es hier geht, wird nicht anschaulich geschildert, sondern es wird gleich die Diagnose in nicht weiter erläuterten medizinischen Fachtermini genannt und diese mit Hilfe des Deutungsmodells der Psychosomatik eingeordnet („aufgestaut“ bezieht sich hier auf die zuvor beschriebenen Emotionen in Bezug auf das Verhältnis zu den Schwiegereltern). Die Dramatik und der Ernst der Lage werden nicht über eine spannende Geschichte, sondern über eine wissenschaftlich-kompetente Stellungnahme dazu deutlich. Die Erzählerin wahrt damit eine Außenperspektive und Distanz zum Erlebten, die jedoch keine abgeklärte zu sein scheint. Das Stolpern von einem kurzen, abgehackten Satz in den nächsten lassen auch Erschrecken und Ratlosigkeit angesichts des Geschehenen spüren. Dies kommt auch in der Formulierung „aus heiterem Himmel“ zum Ausdruck, die in einer seltsamen Spannung zur psychosomatischen Deutung im Zusammenhang mit dem Eklat mit den Schwiegereltern steht.

Die akribische zeitliche Einordnung des Ereignisses verweist möglicherweise auf seine biographische Tragweite. Was allerdings genau „aus“ war, lässt die Erzählerin offen. Sie hält sich nicht lange mit ihrem eigenen Erleben der Erkrankung auf, sondern thematisiert deren Konsequenzen für die Schwiegereltern. Damit stellt sie die Erkrankung wieder in den Kontext, aus dem heraus sie die Geschichte anfangs entwickelt hat. Für die Schwiegereltern fällt sie als Funktionsträgerin aus. In dem Arrangement, das zu ihrem Zusammenbruch geführt hat, macht sie sich in dieser Perspektive als Fehlende sichtbar, wie es in der anklingenden Genugtuung über die neue Situation der Schwiegereltern angedeutet ist. Nach diesem Schema argumentiert sie auch mit einer Kalkulation der Mehrausgaben, die ihr Ausfall als Arbeitskraft für ihren Mann bedeutet (20,47f).

Der Eklat mit den Schwiegereltern und das plötzliche Auftreten der Tetanie kann mit Schütze (1984) als das Ereignis beschrieben werden, das eine biographische Verlaufskurve in Gang bringt: Die Biographieträgerin verliert zunehmend die Möglichkeit, auf die sie betreffenden Ereignisse Einfluss zu nehmen, auch wenn sie weiter versucht, ihre Situation auszubalancieren. So auch hier: Die Protagonistin versucht zunächst, im Alltag mit Hilfe von Medikamenten und bestimmten Tricks zur Vermeidung erneuter Anfälle zu bestehen. Das gelingt aber auf Dauer nicht: „ich hab's nicht geschafft. alleine. ich musste ins Krankenhaus“ (21,16). Dort bekommt sie Psychopharmaka verordnet, die den Alltag bewältigbar machen. Es ist charakteristisch für Verlaufskurven, dass ab einem bestimmten Punkt Institutionen, hier die des Gesundheitssystems, die Regie über eine Biographie übernehmen.

Die dem Verlust der Handlungsfähigkeit vorausgehende Aufschichtung eines Verlaufskurvenpotentials kann in der Entmündigung durch den Ehemann und die Demütigung durch die Schwiegereltern gesehen werden. Beides hat sich als konkrete Binnenstruktur des Zusammen-Lebens aus den Machtverhältnissen ergeben, die in der Lebensform der Hausfrauenehe

institutionalisiert sind. An dem Beispiel wird zudem deutlich, dass sich innerhalb der Institution Hausfrauenehe der Aufgabenbereich der für Reproduktionsarbeit zuständigen Ehefrau keineswegs auf die Kleinfamilie beschränkt. Hausfrauenehe und Kleinfamilie sind also in diesem Punkt nicht deckungsgleich; hier greifen vielmehr groß- und kleinfamiliäre Strukturen zum Nachteil der Protagonistin ineinander.

9.2.2.5 Diktierte Isolation und die Bedeutung des großfamiliären Verbunds

Das Ende der Verlaufskurve und die Wiedergewinnung ihrer Handlungsorientierung macht die Erzählerin an ihrem Entschluss fest, sich eine Arbeit zu suchen. Im Kontext der Berufstätigkeit zeichnet sich die Protagonistin durch ein hohes Maß an Eigeninitiative und geradezu zupackendes Verhalten aus (vgl. 10.3.1.1). Diese Dynamik verliert die Erzählung wieder, als es um die Erkrankung des Ehemannes geht, die auch der Grund für die Unterbrechung der erfolgreichen Berufskarriere ist. In Bezug auf die Pflegesituation schildert die Erzählerin einen Verlust an Entscheidungsspielräumen, aber auch – im Unterschied zur Situation bei der Pflege der Schwiegermutter – ihre Einwilligung in die Fremdbestimmung. So bleibt dort, wo sich die Erzählerin als verantwortliche Therapeutin des Mannes konstruiert, eine ausgeprägte bereichsspezifische Handlungsorientierung erhalten, während dort, wo es um ihre eigenen Bedürfnisse geht, eher ein Erleidensschema zum Tragen kommt:

also hingekommen bin ich die Jahre nirgends nich / I: mh / mal nach Gestadt nirgends. also bloß wie gesagt im Sommer / I: mh / dass wir dann dass ich mit meinem Mann da war. oder Marlies kam mal hier her ne? und mein Sohn musste mit achtzehn ausziehn. das ging nicht. / I: mh / nich? ne? also es durfte kein Mensch hier mehr bei uns kommen. - keiner. keiner sollte sehen wie er verfällt. ich musste mich an die Schreibmaschine setzen und schreiben. also seine Freunde die Bekannten die wir alle hatten - er wollte keinen mehr sehen nich? hat er sich verabschiedet. nich? und das war das können sie nicht mit einem Achtzehnjährigen also. / I: mh / der braucht Freunde mal und so und es war auch für ihn ne Belastung für meinen Sohn / I: mh / und ich brauchte ihn nich? wenn ich wirklich mal irgendwo hin wollte. nicht? dass hier jemand war / I: mh / ne? und der hatte ist dann ausgezogen ich hatte hier ja auch - Turnmatten und zwei Rollstühle stehen und so also es - ging auch gar nicht. (32,28-47)

Die Erzählerin beschreibt die Entscheidungen und Arrangements, die bezüglich des Zusammen-Lebens getroffen werden, als Folgen eines Diktats. Sachzwänge schränken den Aktionsradius der Protagonistin ein und regeln die An- und Abwesenheit relevanter Personen, so sieht es zunächst aus. Doch die Sachzwänge und Regeln, die zunächst neutral formuliert sind („das ging nicht“, „es durfte kein Mensch kommen“), haben einen Urhe-

ber, der sie diktiert. Es ist der Ehemann, der die Isolation wählt, um als Todkranker dennoch seine Souveränität über die Situation zu wahren. Die Erzählerin stellt sich als eine Art verlängerten Arm ihres Mannes dar, der seinen Wünschen nicht mehr selbst in geeigneter Weise Ausdruck verleihen kann. Deren Berechtigung wird nicht in Frage gestellt.

Die Problematik der Isolation für die anderen Beteiligten wird an der Person des Sohnes verdeutlicht. Um seinen Bedürfnissen Rechnung zu tragen, werden andere Infrastrukturen des Zusammen-Lebens geschaffen. Von den Bedürfnissen der Protagonistin ist nur implizit die Rede. Die Ausbalancierung der Isolationssituation durch den Auszug des Sohnes und seine dosierte Einbeziehung als Betreuer zeigen ebenso wie die Einrichtung der Wohnung, dass infrastrukturelle Grundlagen und Organisation des Zusammen-Lebens auf die Bedürfnisse des Kranken zentriert sind.

Dennoch konstruiert sich die Erzählerin am Ende der Passage wieder als Handelnde, nämlich als diejenige, die für die Ausbalancierung der Situation sorgt, und als Therapeutin ihres Mannes. Die auf die Therapie abgestellte Wohnungseinrichtung ist ihr Territorium, die Pflege des Mannes ihr Projekt. Wo es um die Versorgung anderer und die Verantwortung für sie geht, greift hier, wie zuvor in der Erzählung über die Erkrankungen ihres Sohnes, wieder ein bereichsspezifisches Handlungsschema.

Allerdings ist es nicht die Krankheitsgeschichte des Mannes, die den roten Faden der weiteren Erzählung darstellt. Die Krankheitsgeschichte wird nicht einmal chronologisch dargestellt, sondern immer wieder in Schleifen und Rückblenden. Passagen, die sich mit einzelnen Phasen des Krankheitsverlaufs beschäftigen, wechseln sich ab mit ausgearbeiteten und abgeschlossenen Episoden, die aus einem anderen sozialen Zusammenhang stammen, nämlich der Familie der Tochter. Immer dann, wenn der Fokus nicht die Krankheit des Mannes, sondern gemeinsame Erlebnisse mit der Tochter und ihrer Familie sind, ist die Logik der Selbstdarstellung der Erzählerin als in Fremdbestimmung Einwilligende außer Kraft gesetzt. Die Geschichten, die die Erzählerin schildert, sind zum Teil anekdotenhaft und weisen Spuren einer Traditionsbildung auf, die vermutlich auch in diesem sozialen Zusammenhang verortet ist. Die Erzählerin übernimmt darin häufig die Rolle einer tragisch-komischen Heldin, die etwa ihrer Tochter bei der Geburt ihres Enkels und ihrer Enkelinnen Beistand leisten will und verzweifelt versucht, das in der Familie ausbrechende Chaos zu beherrschen, oder die von ihrer Tochter mit eisernen Maßnahmen kuriert wird, nachdem ihr die gemeinsam genossene Martinsgans nicht bekommen ist. Auch die Geschichte vom Tod des Mannes spielt nicht im Kontext des von seinen Bedürfnissen diktierten Zusammen-Lebens in der Isolation, sondern im Kontext des Zusammenseins im großfamiliären Verbund. Der Rahmen ist ein gemeinsamer Urlaub mit der Familie der Tochter. Die Szenerie wird als sehr entspannt beschrieben – womit letztlich auch die Schilderung des

plötzlich eintretenden Todes korrespondiert: „es war ich hatt ihn im Arm und er - hat die Augen zugemacht keine Luft mehr geholt also.“ (33,34f)

9.2.2.6 Die biographische Bedeutung des Freundinnenkreises

Weniger strukturierend als die Geschichte der Familie der Tochter, aber dafür über die ganze biographische Erzählung hinweg vorhanden sind Geschichten von Freundinnen. So werden die Schulfreundinnen und der nach wie vor bestehende Kontakt zu ihnen bereits am Interviewanfang und damit an prominenter Stelle erwähnt. Später wird im Zusammenhang mit der Schilderung der Bedrohung und Not kurz vor und nach Ende des Krieges der Kreis der Freundinnen zum kollektiven Subjekt eines jugendlich-Seins trotz widriger Umstände: „und wir Freundinnen kamen wir haben das Beste daraus gemacht / I: mh / was ging dann hab ich Tanzschule besucht“ (6,22ff). Ebenso wird die frühe Heirat mit Bezug auf die Freundinnen als Generationenschicksal konstruiert (vgl. 9.2.2.3). Somit wird den Freundinnen an entscheidenden Stellen der Biographie eine wichtige Bedeutung beigemessen. Dies gilt insbesondere auch für die Überwindung der Krise der psychischen Erkrankung nach der Pflege der Schwiegermutter. Hier spricht die Erzählerin vor allem über ihre Sorge um eine schwer kranke Freundin und deren Tod als eine Art Katalysator für ihre eigene biographische Initiative.

Der Schilderung ihrer Isolation während der Pflege des Ehemannes stellt die Erzählerin eine ergreifende Geschichte vom zufälligen Wiedersehen mit einer Schulfreundin und dem tragischen Tod von deren Ehemann gegenüber.

aber in der Zeit da als ich=e als mein Mann krank wurde da hab ich - eine Schulfreundin hier auf der Esbachallee getroffen / I: mh / mit ihrer ganzen Familie. - und die sagte Gertrud komm doch mal. ich sag ich kann nicht Hilde. sag ich ich kann nicht sag ich ich kann nicht kommen weiß_ die trafen sich schon immer. / I: mh / die Schulfreundinnen / I: mh / einmal bei denen einmal bei denen und ich sag ich kann euch nicht einladen. sagt sie das musst du auch gar nicht und wenn du nur eine Stunde kommst - und / ((hustet)) / da treff ich sie hier mit ihrem Mann und was soll ich Ihnen sagen vier Wochen später ist ihr Mann tot / I: ach nee. / ja. die wollten in Urlaub fahren das war im Sommer und - denn dann rief sie mich da nachher an. und daraufhin sind wir ganz eng befreundet worden. / I: mh / da wo der Mann verstorben war. wir waren schon als Kinder so zusammen wir saßen so in einer Reihe auf die Schulbänke / I: mh / immer zwei und zwei und so kommen wir jetzt auch noch zusammen / I: mh / die eine. wir hatten immer was ausgefressen hatten wir ja immer / ((lacht)) / nich? (34,35-35,5)

Dass die Erzählerin hier ein so alltägliches Ereignis wie das zufällige Zusammentreffen mit einer alten Schulfreundin in dieser Ausführlichkeit

aufgreift, macht schon zu Beginn der Episode klar, dass dem eine weit größere Tragweite zugeschrieben wird, als auf den ersten Blick zu erkennen ist. Die Erzählerin macht in dem zitierten Dialog die Dramatik der Pflegesituation deutlich: Das dreimalige „ich kann nicht“ spiegelt die Enge der Situation und die Einschränkung der Handlungsfähigkeit wider. Dabei bezieht sich das Nicht-Können zum Teil auf das Arrangement der Treffen, die als gegenseitige Einladungen konzipiert sind und zu denen die Protagonistin ihren Beitrag nicht leisten könnte. In der Hintergrundkonstruktion dazu wird klar, dass es im Kreis der Schulfreundinnen eine Kontinuität gibt, an der die Protagonistin jedoch nicht teilhat.

Die erneute Zugehörigkeit zu der Gruppe kommt über den tragischen Tod des Ehemanns der Freundin zustande, der der Anlass für die Bildung einer Art Schicksalsgemeinschaft ist. Dies betrifft in erster Linie die Beziehung zwischen den beiden Frauen, die „daraufhin [...] ganz eng befreundet“ sind. Doch über die Rückblende in die Schulzeit wird hier auch die Kontinuität der Zugehörigkeit zum Kreis der Schulfreundinnen insgesamt wieder hergestellt. Der Grund für den Zusammenhalt sind damit nicht nur die Schicksalsschläge, sondern die gemeinsame Vergangenheit. Die offensichtlich amüsante Erinnerung an gemeinsame Streiche bildet ein Gegengewicht zu dem traurigen Anlass der Erneuerung der Freundschaft.

Der Hinweis auf die Kontinuität des sozialen Zusammenhangs bis in die Gegenwart erklärt, warum im Verlauf der gesamten Erzählung immer wieder Verweise auf die Schulfreundinnen auftauchen. Auch wenn der Kontakt zeitweise eingeschränkt gewesen sein mag, so erhält der Kreis der Schulfreundinnen jedoch unter dem Eindruck seiner aktuellen Bedeutung mehr Aufmerksamkeit.

Das Zusammentreffen mit der Schulfreundin ist im Verlauf der biographischen Erzählung nur der Auftakt zu weiteren Episoden, in denen die Freundinnen eine zentrale Rolle spielen. Insbesondere im letzten Teil der biographischen Haupterzählung, in dem es um die Lebensgestaltung als Witwe und nach der Verrentung geht, kommen immer wieder Episoden von gemeinsamen Reisen mit Freundinnen vor oder wird von den Schicksalen der Freundinnen berichtet. Die biographische Haupterzählung endet mit der Formulierung eines biographischen Entwurfs, in dessen Zentrum die Freundinnen stehen. Der Anlass dafür ist, dass der Sohn der Protagonistin darüber nachdenkt, sein Haus in Portugal aufzugeben, in dem sie immer wieder mehrmonatige Aufenthalte verbracht hat. In diesem Zusammenhang wird die Bedeutung des Freundeskreises hervorgehoben:

und ich will da auch nich immer hin also ich hab solche schöne Wohnung und dass ich da immer n dreiviertel Jahr in Portugal bin will ich auch nich ne? - dadurch hab ich denn hier auch alles vernachlässigt die Freundinnen und so wenn das auch alles besteht noch nich? aber - die geben mir auch viel und man muss auch den Freundeskreis pflegen finde ich / I: mh / nich? / I: mh / also man kann nicht nur verlangen dass die also man muss auch etwas geben nich? (42,28-36)

Die beabsichtigte Konzentration auf ihren Lebensmittelpunkt in Afeld begründet die Erzählerin hier vor allem mit ihrem Freundeskreis. Mit der Feststellung, dass dieser trotz der „Vernachlässigung“ noch „besteht“, nimmt sich die Erzählerin sozusagen selbst moralisch in die Pflicht, eine Gegenleistung zu erbringen. Sie sieht es als Verdienst der Freundinnen, dass trotz ihrer häufigen Abwesenheit die Beziehungen erhalten geblieben sind. Ihre Absichtserklärung zu einer intensiveren Pflege der Freundschaften impliziert eine Ethik der Gegenseitigkeit. Dies ist das Modell, das bereits den wechselseitigen Einladungen der Schulfreundinnen zugrunde lag. Es steht im Gegensatz zu den Modellen, denen die Erzählerin in Bezug auf ihre Familie gefolgt ist. Dort stand ihre einseitige und nicht weiter begründete Verpflichtung zur Sorge um das Wohl anderer im Vordergrund (z.B. Sorge für die Kinder, Hausarbeit für die kranke Schwiegermutter und Pflege des Mannes). Auch im Zusammenhang mit den Freundinnen thematisiert die Erzählerin die Pflege der Beziehungen zwar als eine Art moralische Verpflichtung. Diese hat ihre Grundlage jedoch in dem, was die Freundinnen bereits für sie getan haben und damit in einer wechselseitigen Solidarität.

9.2.2.7 Resümee

Gertrud Aschauer setzt in ihren Erzählungen sehr deutlich das Modell der bürgerlichen Kleinfamilie als einen Standard des Zusammen-Lebens voraus und bezieht sich auf geteiltes Wissen darüber. Dennoch präsentiert sie faktisch mehrere, sehr unterschiedliche Formen des Zusammen-Lebens.

Zu Beginn des Interviews benutzt sie das Modell Familie als Hintergrundfolie, um die Realität ihrer Herkunftsfamilie zu beschreiben, die davon in zentralen Punkten abweicht. Zum einen war „damals [...] ja alles so n bisschen anders“ (2,43), was das Familienleben betrifft; die Erzählerin markiert damit, dass es sich bei den heutigen Vorstellungen über das Zusammen-Leben in der Kleinfamilie um historisch jüngere Entwicklungen handelt. Zum anderen fehlt in der Herkunftsfamilie der Vater, womit allerdings pragmatisch umgegangen wird, indem die Protagonistin seine Autorität und seine Funktion zum Teil übernimmt. Die Abweichung vom Standard wird also in der Erzählung nicht geheilt, sondern die Erzählerin konstruiert über diese Verschiebung im sozialen Gefüge der Familie ihren eigenen Gewinn an Souveränität. Damit wird auch deutlich, dass in der Realität der Herkunftsfamilie anders als im Standardmodell die ‚väterliche‘ Verantwortung nicht an eine erwachsene männliche Person gebunden sein muss.

Positiv bezieht sich die Erzählerin im Zusammenhang ihres Pflichtjahrs auf das Familienmodell. Sie stellt es als das Prinzip der sozialen Integration aller dar, die unter den schwierigen Umständen des Krieges den Betrieb auf dem Bauernhof aufrechterhalten. Die Gemeinschaftlichkeit ist

sozusagen der Ausgleich für die schwere Arbeit, die in der Landwirtschaft zu leisten ist. Die inhärente Logik ist, dass mit der sozialen Integration in das Kollektiv gleichzeitig dessen Moral übernommen wird und damit die Verpflichtung, ohne Rücksicht auf das eigene Wohlergehen zum Erhalt des Kollektivs beizutragen. In gewisser Weise ist darin schon präsent, was im Zusammenhang der Verpflichtungen innerhalb der eigenen Familie als selbstverständliches und nicht hinterfragbares „Müssen“ wieder auftaucht.

Die eigene Familiengründung wird zunächst unter dem Vorzeichen einer schicksalhaften Selbstläufigkeit eingeführt: „dann – musste ich natürlich heiraten“ (12,39). Doch ebenso wie die Erzählerin das Austragen des Kindes gegen den Willen der späteren Schwiegereltern als Zugeständnis an einen weiterreichenden eigenen biographischen Entwurf konstruiert, wird das Zusammen-Leben als Kleinfamilie zu einem Projekt, das sie mit viel Engagement verfolgt. Denn das Modell Kleinfamilie ist zunächst wiederum eher eine Schablone oder Zielvorstellung, als dass es sich quasi naturwüchsig von selbst ergeben würde. Die tatsächliche Etablierung als Kleinfamilie muss gegen Widerstände – ökonomische Knappheit, Wohnsituation, Abhängigkeit von den Schwiegereltern, Schwierigkeiten, ein zweites Kind zu bekommen – durchgesetzt werden.

Obwohl die Protagonistin auf das Zusammen-Leben als Kleinfamilie aktiv hinarbeitet, impliziert dieses Modell zugleich eine Beschränkung ihres Handlungsspielraums. So bedeutet Kleinfamilie gleichzeitig Hausfrauehe, weil die Frau es „nicht nötig [hat] zu arbeiten“ (15,37), und verhindert die weitere Berufstätigkeit. Und Hausfrauehe wiederum bedeutet, obwohl die Etablierung der Kleinfamilie auch eine Strategie war, sich dem Einfluss der Schwiegereltern zu entziehen, schließlich doch Verfügbarkeit für die Schwiegereltern. In dieser Konstellation bekommt das Zusammen-Leben in der Familie für die Biographieträgerin eine destruktive Eigendynamik und führt in die Verlaufskurve.

Es ist bezeichnend, dass für den Ausweg aus der Verlaufskurve andere biographische Konstruktionskontexte als der des Zusammen-Lebens in der Familie zentral sind. Neben einer Freundschaftsbeziehung ist es vor allem der Konstruktionskontext des Berufs-Lebens (vgl. Kap. 10). Die Darstellung der späteren Pflegesituation erscheint nur deshalb weniger verlaufskurvenhaft als die der Familienphase, weil hier auch andere Kontexte als der des Zusammen-Lebens mit dem todkranken Ehemann präsent sind. Diese zeichnen sich im Gegensatz dazu dadurch aus, dass nicht unhintergehbare moralische Verpflichtungen die Gestaltung des Zusammen-Lebens diktiert, sondern, wie vor allem bei den Freundinnen, eine Ethik der Gegenseitigkeit zugrunde gelegt wird.

Neben der Einsicht, dass „Familie“ auch schon im „Goldenen Zeitalter der bürgerlichen Kleinfamilie“ (Born/Krüger/Lorenz-Meyer 1996: 12) sehr Unterschiedliches bedeuten konnte und trotz des hohen Grades an institutioneller Verfestigung kein naturwüchsiges Phänomen darstellte, son-

dem die Etablierung einer Kleinfamilie durchaus eine Herausforderung sein konnte, wird an dem rekonstruierten Fallbeispiel vor allem eines deutlich: Die Handlungsfähigkeit und der jeweilige Gestaltungsspielraum der Biographieträgerin sind eng mit den wechselnden Formen des Zusammenlebens verknüpft. Während die angesichts der Notsituation pragmatische und flexible Verteilung von Verantwortung in der Herkunftsfamilie für die Protagonistin zwar eine Belastung, aber vor allem auch einen Zugewinn an Souveränität bedeutet, sind in die Lebensform, in die sie sich mit der Heirat hineinbegibt, Machtstrukturen eingeschrieben, die ihre Handlungsfähigkeit systematisch einschränken. Hier überschneiden sich großfamiliäre und kleinfamiliäre Logiken. Durch die ökonomische Situation der neu gegründeten Familie dominiert zunächst die Abhängigkeit von den Schwiegereltern. Die Konstitution als Kleinfamilie, die die Protagonistin selbst betreibt, hat später gegen ihren eigenen Willen ihre Beschränkung auf und Verpflichtung für den häuslichen Bereich zur Folge. Die Lebensform der bürgerlichen Kleinfamilie impliziert zu dieser Zeit das Recht des Ehemanns, über eine Berufstätigkeit der Frau zu entscheiden, wovon der Mann der Protagonistin auch Gebrauch macht; und auch ‚unterhalb‘ dieses manifesten Machtgefälles existieren Zwänge, die es zur selbstverständlichen und unausweichlichen Pflicht der Protagonistin machen, ihre Schwiegereltern zu versorgen. Jenseits der Schwierigkeit der persönlichen Beziehungen und der individuellen Fähigkeit, die eigenen Interessen durchzusetzen (die die Erzählerin für andere Kontexte eindrucksvoll belegt) sind also offensichtlich in die Strukturen der Lebensform auch Machtstrukturen eingeschrieben, die eine Eigendynamik entfalten, sobald sie mit der Form des Zusammenlebens etabliert sind. Freilich gibt es hier, wie sich an den verschiedenen in der biographischen Erzählung von Gertrud Aschauer relevanten Lebensformen zeigt, große Unterschiede. Insgesamt korrespondiert allerdings der Grad der Flexibilität bzw. der (Nicht-)Gestaltbarkeit des Konstruktionskontexts Lebensform mit der (Un-)Möglichkeit eigensinniger Biographiekonstruktion in diesem Kontext.

Gerade die traditionelle bürgerliche Kleinfamilie wurde immer wieder als eine Lebensform beschrieben, die ein strukturelles Problem für die biographische Handlungsfähigkeit von Frauen darstellt. So rekonstruiert Heide von Felden (2003) in einer biographischen Fallstudie die Familienphase insgesamt als Verlaufskurve (vgl. ebd.: 162). Die Kritik an der bürgerlichen Kleinfamilie gehörte auch schon zum Kernbestand der Ideen der Neuen Frauenbewegung. Diese Beschreibungen der Familie als Unterdrückungszusammenhang sind für den hier rekonstruierten Fall insofern von Bedeutung, als sie offensichtlich in einen öffentlichen Diskurs Eingang gefunden haben, der auch für Gertrud Aschauer einen Horizont ihrer biographischen Selbstreflexion bildet(e). In ihrer Kommentierung des Verhaltens ihres Mannes, der die Wiederaufnahme ihrer Berufstätigkeit unterbindet,

benutzt sie die Terminologie der Frauenbewegung: „also wie man sich hat unterdrücken lassen“ (15,30). Daran wird deutlich, dass auch in einer Biographie, in der die Frauenbewegung (allein schon durch die generationale Zuordnung) nicht unmittelbar eine Rolle spielt, einzelne ihrer Ideen – in weitgehender Loslösung vom sozialen und theoretischen Zusammenhang der Bewegung – als relevante Deutungsressourcen zum Tragen kommen können.

9.2.3 Marlies Arndt: Die Neuerfindung der Familie

Die Präsenz der Lebensformfrage in Marlies Arndts Biographie könnte damit in Zusammenhang gebracht werden, dass die Erzählerin derjenigen Generation zuzuordnen ist, mit der gemeinhin die Abkehr von der Vorstellung der Familie „als sinngebendes Element für ein ganzes Frauenleben“ (Born/Krüger/Lorenz-Meyer 1996: 12) verbunden wird. Marlies Arndt kann sogar als eine der Protagonistinnen eines Wandels bezeichnet werden, dessen Ergebnisse mittlerweile unter der Überschrift ‚Pluralisierung der Lebensformen‘ zusammengefasst werden; als Akteurin der antiautoritären Studentenbewegung und der Frauenbewegung hat sie Ideen des gemeinschaftlichen Wohnens und einer alternativen Kindererziehung entwickelt in die Tat umgesetzt. Doch eine Typisierung als 68erin oder als Angehörige einer Generation, für die die Kritik an bürgerlichen Lebensformen und das Experimentieren mit Alternativen als konstitutiv gilt, gibt den Zusammenhang zwischen individueller biographischer Konstruktion und Akteurinnenschaft bezüglich eines gesellschaftlichen Wandels nur verkürzt wieder. Er soll im Folgenden genauer rekonstruiert werden.

9.2.3.1 Kindheit: „Hausfrauendasein“ der Mutter und „Wochenendvater“

Der Beginn des Interviews mit Marlies Arndt zeichnet sich dadurch aus, dass die Erzählerin wiederholt reflektierend auf ihr erinnerndes und erzählerisches Tun Bezug nimmt und dessen Rekonstruktionscharakter deutlich macht. So markiert sie immer wieder, wo sie ihre Geschichte aus Erzählungen von anderen oder aus eigener Erinnerung rekonstruiert und an welchen Stellen sie etwas schildert, das ihr nicht in der betreffenden Situation, sondern erst später in dieser Form reflexiv zugänglich wurde. Dies zeigt sich besonders an der Stelle, wo die Erzählerin das soziale Umfeld ihrer frühen Kindheit – sie lebt mit ihren Eltern im Haus der Großeltern – nachzeichnet:

und - eh am wichtigsten war also wenn ich so zurückdenke war glaub ich in dieser Zeit eh als Person - gar nicht so sehr meine Mutter also jedenfalls ehm kann ich mich nicht so an an sie erinnern / ((atmet aus)) / sondern immer wenn ich über diese Zeit nachdenke oder mich daran erinner erinner ich mich eigentlich an

meinen Großvater. - und zwar hatte der eh ne eh glaub ich so ne Bedeutung für mich weil der strahlte sehr viel Ruhe aus. also der kam eben abends immer nach Hause - von der Arbeit ehm daran sieht man das eben vielleicht auch schon mein Vater war nicht so häufig glaub ich direkt nach der Arbeit zu Hause - eh und=e der hatte dann immer mh unendlich viel Zeit dann durft ich dann immer bei dem auf dem Schoß sitzen wenn er gegessen hatte und dann hat er mir erzählt und eh ehm - an den hab ich also auch so bildliche Erinnerungen wie er mit mir durch den Garten gelaufen ist oder also mir Sachen erklärt hat - eh während meine Mutter glaub ich die war eben natürlich in ihrem Hausfrauendasein auch immer sehr beschäftigt den ganzen Tag und hat gemacht und getan - aber so dieser Großvater das war so n sehr ruhi_ ruhiger Pol für mich immer fand ich also den hab ich sehr nett in Erinnerung. meine Großmutter nicht so das=e war ne ziemliche Zicke das hat sich dann später / ((atmet ein)) / als ich älter wurde auch noch rausgestellt aber / ((schmunzelt)) / mein Opa das war schon ja. vielleicht auch weil ich auch nicht so viel also mein Vater - am Wochenende immer eigentlich eher also ja? mein Vater war auch eher so ein Wochenendvater (1,22-39)

Eltern und Großeltern werden hier unter dem Aspekt ihrer Beziehung zur Protagonistin eingeführt; die Erzählerin stellt das soziale Gefüge sozusagen aus der kindlichen Perspektive nach. Stellenwert und Qualität der einzelnen Beziehungen macht sie an der gemeinsam aktiv verbrachten und gestalteten Zeit fest – ein Maßstab, auf den auch Gertrud Aschauer bei der Beschreibung ihrer Herkunftsfamilie zurückgreift.

Die Bedeutung des Großvaters untermauert die Erzählerin nicht nur mit Hintergrunderzählungen, sondern sucht auch einen eher analytischen Zugang. Außer im „Nett“-Sein des Großvaters sieht sie diese Bedeutung einerseits in der mangelnden Präsenz des Vaters begründet, andererseits im „Hausfrauendasein“ der Mutter. Mit diesem wird interessanterweise gerade nicht eine Verfügbarkeit für kindliche Bedürfnisse verbunden; wenn es darum geht, gemeinsam Zeit zu verbringen und sie aktiv zu gestalten, ist das „Hausfrauendasein“ der Mutter, die darin „immer sehr beschäftigt“ ist, geradezu dysfunktional.

In der Art, wie die Erzählerin schon hier ihre beiden Elternteile einander und zu sich selbst als Kind zuordnet – nämlich als abwesender „Wochenendvater“ und im „Hausfrauendasein“ aufgehende Mutter – wird ein Schema etabliert, das auch im weiteren Verlauf des Interviews von Bedeutung ist. Die Erzählerin greift darauf zurück, um andere Zusammenhänge und Ereignisse zu erklären; so etwa die Entscheidung der Eltern, das zum Verkauf stehende Haus der Großeltern nicht zu erwerben:

ehm meine Großmutter musste das Haus das gehörte meiner Großmutter die musste das Haus dann verkaufen weil sie ihre Geschwister auszahlen musste - und eh meine Eltern wollten das nicht übernehmen ich denke das=e war auch also wenn ich mich manchmal erinner also wie wenig die auch verdient haben zum Teil also mein Vater war irgendwie - kaufmännischer Angestellter in so ner Schiffsmaklerfirma und meine Mutter arbeitete natürlich nicht weil - eh - das war

natürlich auch immer so n bisschen was ich auch später erst mitgekriegt hab so also meine Frau hat es nicht nötig arbeiten zu gehen und ehm ja - das heißt meine Mutter war Hausfrau. die war aber also hatte n Beruf erlernt war ehm - war das jetzt Buchhalterin? - ja. Buchhalterin glaub ich hat sie gelernt - und eh aber zu der Zeit also als ich dann da war hat sie jedenfalls nicht gearbeitet also war immer zu Hause. und - ja. wie gesagt dann also - wollten oder konnten meine Eltern wollten sich eben das auch nicht ans Bein binden da dieses riesen Haus (2,18-29)

Das Modell der Hausfrauenehe, das eine Erklärung für die mangelnden finanziellen Möglichkeiten der Eltern liefert, wird hier nicht auf neutrale Weise zitiert. Die Formulierung „meine Mutter arbeitete natürlich nicht“ verrät eher eine ironische Distanz. Die Erzählerin vollzieht hier wiederum für die Rezipientin sichtbar einen Schritt auf eine ‚informiertere‘ analytische Ebene, indem sie sich auf Erkenntnisse aus einer späteren Zeit bezieht. Das „natürliche“ Nichtarbeiten der Mutter wird dann in einen bestimmten argumentativen Kontext eingebunden, aus dem heraus sich seine „Natürlichkeit“ oder Unhinterfragbarkeit erklärt. Dieser Kontext wird über ein direktes Zitat des Vaters repräsentiert. Dass dieses Zitat aber ansonsten unkommentiert bleibt, zeigt, dass es auf einen gängigen Diskurs verweisen soll. Mit dem Zitat wird ein ganzes Set von Implikationen mit aufgerufen: Die Position des Mannes als Versorger, der seine soziale Stellung dadurch nachweist, dass er sich eine nicht berufstätige Ehefrau leisten kann etc. Zusammen ergeben sie ein feststehendes, zu einer bestimmten Zeit anerkanntes und – das ist hier ebenfalls von Bedeutung – inzwischen kritisierbares Argumentationsmuster.

Im von der Erzählerin geschilderten Fall ihrer Mutter greift dieses Muster unmittelbar in der Realität und manifestiert sich in der lapidar festgestellten Tatsache: „das heißt meine Mutter war Hausfrau“. Gleichzeitig kontrastiert die Erzählerin diese Feststellung aber mit dem Verweis darauf, dass die Mutter durchaus einen qualifizierten Beruf erlernt hat. Die Unsicherheit über die genaue Berufsbezeichnung transportiert jedoch wieder das Zurücktreten dieser Realität hinter der dominanten des „Hausfrauendaseins“.

Die Bezugnahme auf das allgemeine, zeitgebundene Modell Hausfrauenehe als theoretischer Hintergrund schlüsselt die Beziehung der Eltern bzw. die familiären Beziehungen insgesamt und damit verbundene Ereignisse analytisch auf. Es produziert einen Mehrwert an Information, ohne dass vieles ausgeführt werden muss. Gleichzeitig ist die Bezugnahme auf das Modell Hausfrauenehe etwas, das die gesamte Erzählung über die Kindheit mitstrukturiert und auch weitere Themen und Geschichten hervorbringt, die daran anschließen und darüber einsortiert werden können:

ach so ja dann hatt ich so so Angewohnheiten - ich weiß auch nicht eh - - warum ehm - ich bin auch mal also ich - eh bin dann nach der Schule oft mit zu Freun-

dinnen gegangen oder - wo die Eltern eben genau. genau. das fand ich immer hoch spannend nämlich mit zu Freundinnen zu gehen wo die=e Mütter berufstätig waren. / I: mh / weil da war immer mittags sturmfreie Bude und dann=e konnte man sich immer selbst schon mal was kochen und machen - und das waren dann immer so die Hauptanlässe warum ich tierischen Stress mit meiner Mutter hatte - wo sie mich aber auch nicht geprügelt hat. sie ist dann immer verzweifelt hinter dem Wohnzimmertisch hinter mir her gelaufen / oder so ((schmunzelnd)) / mit irgendeinem Staublappen in der Hand (3,26-35)

Die Erzählerin formuliert hier in Bezug auf ihre „Angewohnheiten“ zunächst sehr unbestimmt und tastend; es wird nicht gleich klar, worum es eigentlich geht. Sobald jedoch der Faden gefunden ist, kommt die Erzählung in Fahrt: Es geht um familiäre Kontexte, die nicht nach dem Muster der Hausfrauehe strukturiert sind und in denen folglich für Kinder ein Raum entsteht, der frei von Überwachung ist und Selbstständigkeit ermöglicht. Auch wenn letzteres der eigentliche Punkt ist, der das Mitgehen mit Freundinnen „hoch spannend“ macht, ist die Bezugnahme auf das Modell der Hausfrauehe bzw. das Hausfrauendasein der Mutter hier produktiv und verleiht der Erzählung Dynamik. In der auf das verspätete Nachhausekommen folgenden ‚Strafaktion‘ wird eben dieses Hausfrauendasein der Mutter karikiert. Die Kulisse ist die des kleinbürgerlichen Wohnzimmers, mit dem Staublappen als typisches Hausfrauen-Accessoire in der Hand bringt die Mutter kaum eine ernstzunehmende Demonstration von Autorität zustande, es bleibt nur die Verzweiflung und das Zurückbleiben hinter der Tochter, die längst entwischt ist.

Als Pendant zu ihrer Mutter und deren „Hausfrauendasein“ konstruiert die Erzählerin ihren „Wochenendvater“, hier ebenfalls im Zusammenhang von Disziplinierung:

und das war dann auch so Sachen wo mein Vater dann irgendwelche eh wie ich sagte einmal die Woche hat mein Vater dann erzogen - am Wochenende und dann kriegte ich irgendwie Stubenarrest. - - was aber auch nicht funktioniert hat weil natürlich meine Mutter das ja ertragen musste / I: mh / mich dann den ganzen Tag zu Hause insofern haben wir hat sie das natürlich dann immer durchbrochen - in - und ich weiß also wir hatten nicht viel modernes technisches Gerät aber wir hatten von Anfang an ein Telefon. dann kann ich mich erinnern hat mein Vater dann eben eh über dieses Telefon angerufen gefragt ob ich denn da wäre und dann eh hat meine Mutter dann irgendwie gesagt ja - muss mir gerade was besorgen oder so jedenfalls wurde wurden diese Strafgeschichten meines Vaters - eigentlich nie eingehalten - weil meine Mutter sie dann mit mir wieder durchbrochen hat. (3, 42-4,3)

Die Charakterisierung ihres Vaters bringt die Erzählerin hier in einem Satz prägnant auf den Punkt: „einmal in der Woche hat mein Vater dann erzogen“. Der Widersinn dieser Aussage liegt auf der Hand. Erziehung als etwas, das fest terminiert in größeren Abständen und sozusagen in ‚Einmal-

dosen‘ stattfindet, kann augenscheinlich nicht funktionieren, und die Verhängung von Stubenarrest gleicht eher der Strafe nach einem Gerichtsverfahren, in dem die Schuld der Angeklagten festgestellt wurde. Dies macht die Darstellung des Vaters als Erzieher ebenfalls zur Karikatur, die aber auch Distanz der Erzählerin zu dem Geschehenen verrät. In jedem Fall erscheint der Vater hier schon aus sich heraus nicht als ernstzunehmende Autorität.

Seine Autorität wird zusätzlich vom dargestellten Handeln der Mutter untergraben, die innerhalb einer klaren Hierarchie als ausführendes Organ für die Einhaltung der Strafe vorgesehen ist, aber genauso unter den Maßnahmen zu leiden hat. So entsteht eine Komplizinnenschaft zwischen Mutter und Tochter, die die Überwachungsversuche des Vaters – die offensichtlich auch der Mutter als ‚Exekutive‘ gelten – torpedieren. Dennoch agieren alle Beteiligten vordergründig entsprechend der ihnen in der Familienhierarchie zugewiesenen Positionen. Die Hierarchie und die Blüten, die sie treibt, werden nicht hinterfragt, vielmehr wird die patriarchale Fassade sorgfältig gepflegt. Insofern entlarvt die Erzählerin mit ihrer karikierenden Darstellung nicht nur das Verhalten des Vaters, sondern die Binnenstruktur der Familie insgesamt.

Die reflexive Bezugnahme auf das eigene Erleben, die diese Art der Charakterisierung der stereotypen Rollenverteilung in ihrer Familie voraussetzt, beschreibt die Erzählerin auch explizit als einen wichtigen Moment ihrer Entwicklung:

da hab ich ja auch so n bisschen angefangen auch schon so die Rolle - meines Vaters eh so als - also er war eigentlich wie gesagt also meine Mutter war eher diejenige die eh sehr praktisch war die also von der Wohnungsrenovierung über Nähen über sonst was irgendwie alles machte / I: mhm / und eh diesen ganzen Haushalt schmiss und mein Vater wie gesagt ging eben arbeiten und war der Familienernährer wie zu alten Zeiten - und - ja. (4,35-42)

Indem sie hier den Terminus „Rolle“ verwendet, macht die Erzählerin deutlich, dass es hier nicht um ein unmittelbares Erfahren des Verhaltens des Vaters geht, sondern darum, aus einer analytischen Perspektive eine Regelmäßigkeit darin zu erkennen. Allerdings wird diese zunächst sozusagen ex negativo aus ihrem Pendant bei der Mutter heraus erklärt; die „Rollen“ von Vater und Mutter sind damit Teile eines Systems, innerhalb dessen von der einen auf die andere geschlossen werden kann. Allerdings bedingen sich die „Rollen“ nicht nur gegenseitig; die mit konkreten Belegen versehene Beschreibung der Mutter als „sehr praktisch“ zielt auf eine persönliche Eigenschaft der Mutter ab und konstruiert eine Übereinstimmung zwischen der Person der Mutter und ihrer Funktion innerhalb des sozialen Gebildes Hausfrauenehe. Während die Beschreibung der Aktivitäten der Mutter auch eine Anerkennung seitens der Erzählerin verrät, steht beim

Vater der „Familienernährer“-Status im Vordergrund, der eher als ein Anachronismus abqualifiziert wird.

9.2.3.2 „Nicht wie meine Mutter werden“ als Programm

In Korrespondenz mit der beschriebenen analytischen Distanzierung von der Lebensform der Eltern und dem darin angelegten Autoritätsgefälle zeichnet die Erzählerin ihr eigenes Agieren in dem dargestellten Umfeld als ein von einer intuitiven Renitenz geprägtes nach. Ihrer Tendenz, gegen das autoritäre Gebaren des Vaters eigenen Impulsen zu folgen, verleiht die Erzählerin zunehmend die Züge einer kultivierten Rebellion. Dazu gehören ein unkonventionelles, modisches äußeres Erscheinungsbild, das den Vorstellungen des Vaters nicht entspricht, eine „kultivierte“ (8,27) notorische Unpünktlichkeit und schließlich die Ablehnung der vom Vater vorgeschlagenen technischen Ausbildung als „spießige“ Bürotätigkeit (12,45f), der „was Brotloses“ (12,40), nämlich ein künstlerischer Beruf, vorgezogen wird (vgl. dazu auch 10.3.1.2).

Die Rebellion, die über diese Formen der Selbstkultivierung zu einer Leitfigur der Erzählung wird, bezieht sich jedoch auch weiterhin auf die Frage der Lebensform. Das betrifft vor allem die Ablehnung des „Hausfrauendaseins“ der Mutter. Die Erzählerin spricht unter diesem Aspekt über ihre Ausbildung an der Werkkunstsschule und damit verbundene Lebenspläne:

also es waren eh glaub ich nicht=e nicht alle Mädchen die so schon für sich verinnerlicht hatten irgendwie eh berufstätig zu sein ja? in ihrem späteren Leben. also das hatte ich glaub ich von dem Zeitpunkt an schon. weil ich=e wusste zwar noch nicht genau was ich was ich will aber ich wusste auf jeden Fall was ich nicht will - ehm das wusste ich dann ziemlich lange was ich nicht will und noch lange nicht was ich wollte / ((lacht)) / I: mh / aber ich wollte nicht wie meine Mutter werden. das war mir ziemlich klar dass ich irgendwie nicht=e zu Hause eh auf irgend_ sitze und auf irgend_ die Kinder hüte und auf einen Mann warte eh dass er dann abends mal kommt. also das war glaub ich - völlig / ((lacht)) / aus meinem Gesichtskreis. also das sollte es nicht sein was es sein sollte war nicht so richtig klar obwohl wie gesagt eh große Familie glaub ich irgendwie immer schon mir im Kopf rumschwebte also ich wollte schon immer ganz viele Kinder haben - was ich denke das hängt damit zusammen dass eben wie gesagt ich auch diese Kleinfamilie nur / I: mh / nur hatte mein Bruder acht Jahre jünger war als ich (13,10-25)

Das soziale Umfeld der Werkkunstsschule wird hier unter einem ganz bestimmten Gesichtspunkt charakterisiert, nämlich dem der Berufsorientierung der Mitschülerinnen. Vor dem Hintergrund, dass die Ausbildung offensichtlich auf einen geschlechtsspezifisch segregierten Arbeitsmarkt abgestimmt ist oder, mehr noch, von vielen nicht einmal als Vorbereitung auf

eine spätere Erwerbstätigkeit gesehen wird, hebt die Erzählerin ihre eigene Orientierung als eine fortschrittliche hervor, die sie im Gegensatz zu anderen „schon“ hat. Obwohl diese Orientierung eine „verinnerlichte“ und damit von zentraler Bedeutung ist, bleibt sie hier relativ unbestimmt und vor allem noch nicht positiv formulierbar. Der Wunsch nach einer späteren Berufstätigkeit ist ein Gegenentwurf zum Leben der Mutter, das die Negativfolie für die eigenen Vorstellungen bildet. Diese Negativfolie wird zunächst in dem Topos „ich wollte nicht wie meine Mutter werden“ zusammengefasst und dann in einer Art Karikatur genauer ausgeführt: Ein Leben wie das der Mutter beschränkt sich in seiner Reichweite auf „zu Hause“, verläuft statisch („sitze“), verspricht selbst in der Bezogenheit auf die Kinder, die lediglich „gehütet“ werden, wenig Interaktion und ist in seiner Passivität auf den Mann verwiesen, der jedoch abwesend ist und lediglich „dann abends mal kommt“. Dieses Modell weist die Erzählerin im Folgenden noch weiter zurück; da es „völlig aus meinem Gesichtskreis“ ist, ist es eigentlich nicht einmal mehr als Negativfolie relevant, sondern quasi undenkbar.

Ihren Gegenentwurf füllt die Erzählerin schließlich noch in einer Hinsicht genauer; dazu wird jedoch gerade nicht die angestrebte Berufstätigkeit konkretisiert, sondern die Lebensform. Dass mit dem Modell der Großfamilie an Stelle der kleinen Herkunftsfamilie operiert wird, weist darauf hin, dass der eigene Entwurf weitgehend in Opposition zum bisher Erlebten stecken bleibt. Interessant ist jedoch, dass „Familie“ hier mit „Kinder haben“ gefüllt wird und keineswegs mit der Konstellation von Vater, Mutter und Kindern. Die damit verbundene Frage nach der Zuordnung der Einzelnen und ihrer ‚Funktion‘ innerhalb der Familie – also beispielsweise die Frage nach der Verteilung von Erwerbs- und Reproduktionsarbeit – bleibt dadurch ebenfalls aus. Die beiden Gegenentwürfe – nämlich anders als die Mutter berufstätig zu sein und nicht zuhause zu sitzen und anders als die Mutter nicht nur zwei, sondern „ganz viele“ Kinder zu haben – werden somit nicht in einer Form aufeinander bezogen, die etwa auf dem Hintergrund des Diskurses der ‚Vereinbarkeitsproblematik‘ nach ihrer Realisierbarkeit fragt.

9.2.3.3 „Hin- und Herflippen“ zwischen zwei möglichen Lebensformen

Die Schilderung der Zeit auf der Werkkunstschule selbst kommt völlig ohne die Bezugnahme auf eine spätere Berufstätigkeit oder die spätere Lebensform aus. Im Vordergrund stehen das Zusammensein mit Freundinnen, das Interesse an Mode, spektakuläre Auftritte auf Parties und schließlich die Beziehung zum „ersten längeren Freund“ (14,29) Georg. Über ihn bekommt die Protagonistin Zugang zur Künstlerszene, von der sie sich, wenn auch zunächst nur als eine Art Zaungast, nachhaltig fasziniert zeigt.

Die Unbeschwertheit, mit der diese Phase dargestellt wird, schlägt jedoch ganz plötzlich um. Die Erzählerin berichtet von ihrer Panikreaktion, als sie eine Schwangerschaft vermutet. Sie spricht in diesem Zusammenhang ausschließlich über die Schwierigkeiten einer Abtreibung; von der Möglichkeit, ein Kind zu bekommen, ist trotz des zuvor geäußerten Wunsches nach einer großen Familie kaum die Rede. Das macht deutlich, dass die Werkkunstschulzeit als eine eigenständige biographische Phase zu betrachten ist, die möglicherweise sogar noch mehr ist als eine Art „Moratorium“ (Geissler/Oechsle 1996: 81) zwischen Jugend und Erwachsenenalter, das mit der Familiengründung abgeschlossen ist und in gewisser Weise schon darauf zuläuft. Zwar gibt es Entwürfe für die Zukunft, aber diese sind in dieser Phase sozusagen außer Kraft gesetzt; es stehen andere Dinge im Vordergrund, die den Zukunftsentwürfen auch nicht ohne weiteres untergeordnet werden.

Dennoch bricht die Frage nach der Lebensform und auch nach einer Familiengründung gleich im Anschluss an die Episode über die Angst vor einer Schwangerschaft (die sich später als gegenstandslos erweist) in die Erzählung ein – und zwar verbunden mit der Person des späteren Ehemannes der Erzählerin, Klaus. Die Erzählerin thematisiert das schwierige Nebeneinander ihrer Beziehung zu Georg und der Affäre mit Klaus und reflektiert schließlich den Prozess der Entscheidung zwischen beiden:

es war irgendwie ganz schwierig und es war auch schwierig weil ehm Georg war n sehr toleranter Typ. / I: mh / ja? also das war so einer der ließ mich auch eigentlich als als eh - als Frau oder eh also fand das sicher auch glaub ich gar nicht so hochkompliziert wenn er mal betrogen wurde oder es war ja auch ne relativ freie Zeit - während Klaus tierisch eifersüchtig war und ich kaum einen Schritt irgendwie alleine eh machen konnte ja? / I: mh / s war die waren auch völlig extrem Gegenteil ja? also mit Georg war ich immer unterwegs war immer irgendwie total da ging der Bär los und Klaus war n sehr ruhiger - und - - und - scheinbar brauchte ich nach diesen irgendwie aufregenden / ((lacht)) / zwei drei Jahren braucht ich scheinbar meine Ruhe / ((lacht)) / jedenfalls hab ich mir manchmal so hab ich irgendwie so bin ich nach nach Gestadt dann hab ich irgendwie gedacht oh das is auch schön hier irgendwie so n / Adventskranz irgendwie so ruhig alles ((lachend)) / (20,45-21,8)

In dieser Argumentation werden Georg und Klaus nicht nur als mögliche Beziehungspartner mit bestimmten persönlichen Eigenschaften einander gegenübergestellt. Mit jedem von beiden ist ein bestimmtes Beziehungsmodell und damit eine bestimmte Lebensform verbunden. Während Georg für eine eher offene Beziehung steht, die auch der Frau Affären zugesteht, und damit sozusagen ‚auf der Höhe der Zeit‘ ist, vertritt Klaus eine exklusive Beziehung und sieht diese Exklusivität schon durch die Eigenständigkeit seiner Partnerin bedroht, so dass er sich veranlasst sieht, sie entsprechend zu überwachen. Es ist bezeichnend, dass der Grad der Exklusivität

der Beziehung hier nur an dem festgemacht wird, was die Männer jeweils der Frau an Spielräumen zugestehen. Die Verpflichtung zur Exklusivität ist in dem Kontext, von dem die Erzählerin hier spricht, keine Frage der Gegenseitigkeit, sondern – zumindest im Fall von Klaus – asymmetrisch angelegt. Die Lebensform, für die Klaus steht, hat also vor allem mit der Exklusivität der Beziehung für die Frau zu tun.

Weiterhin steht Georg sozusagen für außerhäusliche Aktivität und Klaus für Häuslichkeit und Ruhe. In ersterem Modell konstituiert sich die Beziehung im gemeinsamen „Unterwegs“-Sein und ist insofern eher ‚dezentriert‘. Klaus dagegen wird Konstanz zugesprochen, und die Erzählerin rekonstruiert auf ironische Weise ihr Bedürfnis danach als eine Folge des „aufregenden“ Lebens mit Georg. Mit der Erwähnung des Adventskranzes schließlich entwirft sie ein Bild, das die Karikatur einer kleinbürgerlichen Idylle und gleichzeitig emotional vereinnahmend ist und bringt damit die Gespaltenheit, von der sie hier spricht, wirkungsvoll auf den Punkt.

Klaus wird noch in anderer Hinsicht als Vertreter einer eher konventionellen Lebensform charakterisiert:

also es war aber trotzdem ein Jahr wo ich noch viel hin- und hergeflippt bin und Klaus hat also wollte unbedingt dass wir sofort heiraten und sofort Kinder kriegen - der war vor mir schon mal verheiratet gewesen / I: mh / kurz - und hatte schon ne dreijährige Tochter. - und - da hatt ich irgendwie aber mh Schiss vor. das wollt ich eigentlich gar nicht so gerne. / I: mh / also schon heiraten aber irgendwie war das ich weiß es auch nicht. ich also ich weiß es heute wirklich nicht mehr warum ich also dann so früh geheiratet hab. wir haben dann also ich bin dann nochmal wieder zurück zu Georg dann bin ich wieder nach Gestadt dann bin ich w_ wenn ich mit Klaus st _richtig Stress hatte bin ich wieder zu Georg also ich bin dann so n bisschen hin- und hergeflippt / ((atmet ein)) / und weiß noch beim Prager Frühling war das. - als diese Prager Geschichte war da waren wir gegenüber in der Wohngemeinschaft irgendwie auf der auf ner Fete / I: mh / und da hab ich irgendwie gesagt ich bleib jetzt hier. / I: mhm / und wenn ich das irgendwie mal beschlossen hatte dann / hab ich das auch beschlossen ((lachend)) / (21,23-40)

Dem „Hin- und Herflippen“, das die Unentschiedenheit zwischen den zwei Männern und damit verbunden zwei unterschiedlichen Lebensformen widerspiegelt, wird hier noch einmal die Entschiedenheit des einen möglichen Lebenspartners gegenübergestellt. Er repräsentiert sozusagen den zu Ende gedachten Entwurf einer Kleinfamilie mit verheirateten Eltern und Kindern, den er mit Vehemenz vertritt. Die Hintergrundinformation, die die Erzählerin dazu gibt, vermittelt den Eindruck, dass Klaus damit vor allem einen eigenen Lebensentwurf verfolgt, dessen Umsetzung im ersten Anlauf nicht geglückt ist, an dem er aber nun erst recht festhält.

Die Erzählerin kann ihre eigenen Vorbehalte dagegen nicht genau rekonstruieren, sondern vermittelt den Eindruck einer eher diffusen Abwehr.

Die Distanzierung zu dem Tun, von dem die Erzählerin hier spricht, erfolgt über das Argument, die Gründe, sich doch auf Klaus' Lebensentwurf einzulassen, seien ihr mittlerweile nicht mehr reflexiv zugänglich. Die Geschichte der Entscheidung ist schließlich keine Geschichte der Abwägung von Argumenten, sondern die eines Beschlusses, der nicht über seine Gründe fassbar wird, sondern vielleicht nur über die Atmosphäre, in der er gefallen ist.

Die sorgfältige Inszenierung ihrer Hochzeit, von der die Erzählerin im Anschluss spricht, bricht nun wieder mit Konventionen, die mit dem Heiraten verbunden sind. In der Darstellung werden konventionelle Elemente wie das weiße Brautkleid, die kirchliche Trauung und das Einladen von Verwandten aufgegriffen und die programmatische Abweichung davon unterstrichen. Die Erzählerin legt nachdrücklich Wert darauf, damit gerade auch den Vorstellungen ihrer Mutter nicht entsprochen zu haben und charakterisiert ihre Hochzeit positiv als „bunt“ und „verrückt“.

9.2.3.4 Widerständige Arrangements im konventionellen Rahmen von Ehe und Kleinfamilie

Die Inszenierung der Hochzeit ist paradigmatisch für die weitere Entwicklung, die die Erzählerin im Anschluss darstellt. Die Bewegung, die sie dabei nachzeichnet, ist die eines Sich-Einlassens auf Ehe und Kinder unter dem Vorzeichen, die damit verbundenen Konventionen zu brechen. Konventionen werden nicht zitiert, sondern als Markierung dafür verwendet, wo eine Abweichung zu vollziehen ist. Dort, wo sie sich einzuschleichen drohen, ist eine Kurskorrektur notwendig. Dabei orientiert sich die Erzählerin zunächst an einem Programm für die Ausgestaltung des projektierten Zusammen-Lebens, das sie in Verbindung mit der Heirat und als Einleitung in den Bericht über die folgende Zeit formuliert:

zu der Zeit hab ich sicher gedacht ich hab jetzt so n weil Klaus wollte eben auch gerne Kinder haben und Katzen mochte er auch auch und da hab ich glaub ich immer so du heiratest jetzt n Künstler - er war ja Grafiker ja? und das hätte alles ganz harmonisch ganz ganz toll da sitzt die Katze auf der Schulter und das Kind sitzt irgendwie auf seinen Knien und dann malt er und ich kann sozusagen schön / ((lacht)) / mich beruflich auch weiterentwickeln / ((lacht)) / und tun und machen. dem ist natürlich nicht so gewesen (21,46-22,2)

Obwohl die Erzählerin die Idylle, die sie hier zeichnet, auch gleich als eine naive Vorstellung qualifiziert, liest sich die weitere Schilderung doch in gewissem Sinne wie ein Abgleich der Realität mit diesem Programm. Der erste Posten auf der Negativbilanz ist das Scheitern des Versuches, ein Kind zu bekommen, und die damit verbundene Enttäuschung. Der zweite ist die Feststellung „natürlich keinen Künstler geheiratet“ (22,35) zu haben, sondern einen Geschäftsmann, der eine erfolgreiche Werbeagentur

aufbaut, womit zum dritten die traditionelle Rollenteilung etabliert und die Erzählerin für den Haushalt zuständig wird: „Ich war diejenige sozusagen die diese Bude da auf Schwung brachte die irgendwie Klamotten nähte noch für irgendwelche Leute - eh - und - mein Mann baute sich schon mal schön sein Geschäft auf seine zukünftige Werbeagentur ja?“ (22,36ff). Zum vierten fällt auch die Bilanz ihrer Bemühungen, beruflich weiterzukommen, negativ aus, womit die finanzielle Abhängigkeit vom Ehemann einhergeht. Zusammen mit der aggressiven Reaktion ihres Mannes auf ihre Flucht nach Afeld und eine Affäre, die sie dort hat, führt dies zu dem Ergebnis: „Und das war eigentlich dann so n Punkt wo ich irgendwie gedacht hab das geht auch nicht mehr ich muss mich jetzt hier wieder scheiden lassen“ (23,3ff).

Die Bezugnahme auf das in Zusammenhang mit der Heirat formulierte Programm bildet hier eine Art roten Faden für die Erzählung. Zugleich werden darin die Ansprüche an das eigene Leben und das Zusammenleben mit dem Ehemann reformuliert und konkretisiert. In der Argumentation der Erzählerin steht die Möglichkeit eines beruflichen Fortkommens als eigenes Projekt neben der Realisierung der Zweierbeziehung und stellt letztere in Frage, wenn sie sich für die berufliche Entwicklung als kontraproduktiv erweist. Die finanzielle Abhängigkeit ist kein Grund, gezwungenermaßen an der Beziehung festzuhalten, sondern ein Grund zur Trennung um der eigenen Unabhängigkeit willen.

Die Erzählerin berichtet jedoch nach dem Eklat zunächst von einer Verständigung mit dem Ehemann und einem gemeinsamen Neuanfang, dessen Tragfähigkeit sie mit einer unmittelbar folgenden Schwangerschaft untermauert. Durch das Kind entsteht allerdings eine Konstellation, die erst recht nicht den zuvor formulierten Ansprüchen gerecht wird.

dann ehm - wurde Jan geboren - stimmt. und da - hab ich dann irgendwie gedacht oh. weil da lief dann Klaus' Firma schon ganz gut / I: mhm / da hatt ich dann ne Situation die ich eigentlich ja nicht wollte. / I: mhm / nämlich ich hatte ein Kind / ((lacht)) / dem ich immer Bauklötze aufeinander oder mit dem ich immer irgendwie nette Sachen machen konnte / I: mhm / und wartete dass mein Ehemann nach Hause kommt. / I: mhm / so. und da bin ich dann tierisch aktiv geworden hab ich sofort ne Anzeige in die Zeitung gesetzt suche Mutter mit Kind - zwecks Austausch weil ich fand fühlte mich auch völlig=e unterfordert / I: mh / eh - hab=e sofort=e Kontakt zu andern Leuten aufgenommen zwecks Kinderladengründung / ((lacht)) // I: mh / und hab ehm parallel dazu angefangen eh mich aus_ auf die Begabtensonderprüfung auf s Abitur vorzubereiten. (23,27-47)

Die Erzählerin beschreibt hier ein überraschtes Sich-Wiederfinden („oh“) in einem Arrangement, in das sie mehr unbeabsichtigt hineingeraten ist, als dass sie es selbst bewusst herbeigeführt hätte. Die „Situation die ich eigentlich ja nicht wollte“ wird entlang der oben programmatisch aufgestellten

ten Kriterien dargestellt. Der zuvor schon als für die Protagonistin kritisch eingestufte geschäftliche Erfolg ihres Ehemannes wird hier nicht weiter in diesem Sinne kommentiert. Er impliziert jedoch, wie die Erzählerin zuvor ausgeführt hatte, die Abwesenheit des Mannes und seine Nichtverfügbarkeit für den Reproduktionsbereich sowie ihre eigene finanzielle Abhängigkeit. Die Etablierung der traditionellen Rollenverteilung wird dagegen detailreich und ironisch entlang des Modells nachgezeichnet, das die Erzählerin zuvor als Ergebnis ihrer Auseinandersetzung mit der Lebensform ihrer Eltern als Negativfolie für ihren eigenen Entwurf eingeführt hatte. Die Beschreibung ihrer Situation ist, bis in die Wortwahl hinein, parallel zur Karikatur des Hausfrauendaseins der Mutter konstruiert: Die Frau kümmert sich um die Kinder und wartet, dass der Ehemann nach Hause kommt.

Der problematische Aspekt dieser Situation, den die Erzählerin im Folgenden aufgreift, ist jedoch einer, der bisher weder in der Auseinandersetzung mit dem „Hausfrauendasein“ der Mutter, noch mit früheren Stadien ihres eigenen Hineingeratens in eine der Hausfrauenehe ähnliche Konstellation genannt wurde. Es ist der des „Unterfordert“-Seins und der sozialen Isolation. Entsprechend fallen die Gegenmaßnahmen aus: Es geht nicht etwa um ein verstärktes Einfordern der Beteiligung des Mannes an der Kinderbetreuung, sondern es werden andere Kontexte als der der Familie aufgesucht, um den festgestellten Defiziten zu begegnen. Die Isolation und das Problem der Alleinverantwortung für das Kind sollen durch die gezielte Suche nach Kontakten und die Schaffung alternativer Infrastrukturen für die Kinderbetreuung durchbrochen werden. Das Nachholen des Abiturs ist die Strategie gegen die Unterforderung und der Weg weg vom beruflichen Abstellgleis.

Die Entscheidungen werden hier nicht näher begründet oder kommentiert; die Erzählerin nennt ihre Schritte in schneller Abfolge. Es entsteht der Eindruck, dass alles Schlag auf Schlag passiert, das hohe Erzähltempo verstärkt die Charakterisierung, die die Erzählerin selbst vornimmt: Sie ist „tierisch aktiv“. Auch wenn die einzelnen Schritte auf die Problemanalyse abgestimmt sind, geht es, angesichts der Statik des zuvor Beschriebenen, auch um die Aktivität an sich, darum dass „ich mich tierisch bewegen musst weil sonst rutsch ich da irgendwie in so ne Schiene rein wo ich todunglücklich bei werde“ (24,1f). Die Darstellung dieser Reaktion zeigt, dass die zuvor formulierten Ansprüche und Lebensentwürfe damit ihre Funktion als Maßstäbe für ungewollte Situationen und entsprechende Kurskorrekturen erfüllt haben. Sie bewähren sich als ein Gerüst, das große Teile der biographischen Konstruktion der Erzählerin trägt.

Die Erzählerin beschreibt dann kurz, wie sie sich mit dem Leben in Wohngemeinschaften und dem Aufbau eines Kinderladens die Infrastrukturen schafft, um ihren eigenen Lebensentwurf umsetzen zu können. Auf ihren Mann kann sie dabei weniger zählen: „das hab ich also von mir aus

dann alles organisiert der Klaus hat das alles mitgemacht - / I: mh / ich denke es war aber nie sein Ding“ (24,3ff). WG und Kinderladen werden als Voraussetzung dafür präsentiert, trotz der mittlerweile zwei Kinder engagiert studieren und sich parallel politisch betätigen zu können, wobei die Etablierung dieser Infrastrukturen bzw. alternativer Lebensformen schon selbst als politische Akte verstanden werden. Die Wohngemeinschaft ist zugleich der Ort, wo sich Menschen mit ähnlichen politischen Ideen zusammentun und treffen, der Kinderladen ist gleichzeitig das bis ins Morgenrauen debattierte Projekt einer neuen „freien Erziehung“ (25,36), der eine gesellschaftsverändernde Reichweite zugeschrieben wird. Gesellschaftspolitische Ideale und Ziele gehen hier also mit persönlichen Lebensformen Hand in Hand. Die Notwendigkeit, sich selbst „tierisch zu bewegen“, korrespondiert hier mit der politischen Bewegung – Studentenbewegung, Kinderladenbewegung, Frauenbewegung – in der die Protagonistin sich engagiert. Dabei wird weniger die ideologische Seite thematisiert als die konkrete Schaffung von Infrastrukturen, die der Erzählerin die Umsetzung ihrer Pläne ermöglicht.

Die nächste Wende in der biographischen Erzählung wird mit einem Eingreifen des Ehemanns in das Arrangement verbunden, das die Erzählerin zuvor als Voraussetzung für das Absolvieren ihres Studiums und einen nahtlosen Übergang in die Berufstätigkeit evaluiert.

dann [hat] der Klaus gesagt [...] okay und also ehm er verdient so viel Geld und das Geld geht immer alles weg und wir ehm kaufen uns jetzt n Haus. / I: mh / nja? er wür_ würde doch gerne dass wir - - eh gemeinsam n Haus eh uns kaufen. und dann ehm - ich weiß es nicht aber ich hab da irgendwie eh glaub ich konnt ich mit Klaus sehr gut zusammen leben ah - in der Wohngemeinschaft aber irgendwie war dieses Haus war für mich schon auch schon wieder dieser Horror Papa Mama und Kinder ja? / I: mh / und da hab ich schon wieder irgendwie gedacht au au au. ob das wohl gut geht? aber ich habs dann natürlich trotzdem auch wieder mitgemacht weil ich irgendwie und ich war dann auch schwanger mit Julia also mit meiner meinem dritten Kind wie gesagt ich mach das ja gerne parallel Prüfung und Kinder kriegen / ((lacht)) / hab ich - ja is schon verrückt find ich. (27,7-18)

Die treibende Kraft in dieser Geschichte, die die Erzählerin zunächst als etwas beginnt, das einfach so „gelaufen“ ist, ist ihr Mann Klaus. Er wird mit dem Anliegen zitiert, mit dem Kauf eines Hauses sein verdientes Geld besser investieren zu können. Die erste Formulierung dieses Anliegens als Feststellung lässt den Sprecher als denjenigen erscheinen, der aufgrund seiner ökonomischen Überlegenheit andere vor vollendete Tatsachen stellen will. In der zweiten Version wird das Anliegen weit vorsichtiger als ein Wunsch oder Vorschlag formuliert und deutlicher gemacht, dass es eine „gemeinsame“ Angelegenheit ist, ein Haus zu kaufen. Das Vorhaben ist dennoch weiterhin klar als das des Ehemannes qualifiziert.

Der Standpunkt der Erzählerin dazu wird mit der generellen Frage der Lebensform verknüpft. Sie sieht das Gelingen des Zusammen-Lebens mit ihrem Ehemann an die Lebensform Wohngemeinschaft verbunden. Das Haus wird dagegen in dem zitierten inneren Monolog mit der Lebensform der bürgerlichen Kleinfamilie identifiziert, der gegenüber sie durch das ganze Interview hindurch immer wieder Vorbehalte formuliert hat. Die Erzählerin nimmt auf diesen roten Faden auch Bezug, indem sie ihre Bedenken als etwas markiert, das sich „schon wieder“ einstellt. Ebenfalls als Wiederholung eines bereits da gewesenen Musters, das sich im Nachhinein aus der reflexiven Distanz heraus erkennen lässt, ordnet sie ihre Einwilligung trotz der prinzipiellen Bedenken ein. So wie sie sich auf die Heirat eingelassen hat, die ihr Mann sozusagen als Fürsprecher des Familienmodells wünschte, macht sie hier „trotzdem auch wieder mit“. Schließlich vollzieht die Erzählerin doch noch eine identifikatorische Wendung: Das erwartete Kind gibt Anlass für eine Erweiterung des Wohnraums.

Die Vorliebe für Mehrfachbelastungen, die die Erzählerin kokettierend gesteht, ist Element einer ironischen Selbsttheorie; diese wird im Anschluss in einer Episode ausgeführt, die die Folgen des Umzugs detailreich illustriert: Die Kinder müssen in die neue Schule gebracht werden, die neue Lehrerin der Tochter erweist sich dabei schon als schwierig, und bei all dem hat die Erzählerin noch den soeben angeschafften Hund und das Baby im Schlepptau. Das Motiv „der nicht stubenreine Hund Julia im Ki_ / ((lacht)) / Kinderwagen und diese beiden Kinder einschulen (27, 30f)“ taucht im Verlauf der Schilderung immer wieder auf; das Zusammentreffen all der Schwierigkeiten und ihr tapfer-verzweifeltes Agieren inszeniert die Erzählerin als so absurd, dass sie darin als tragisch-komische Heldin erscheint. Das bleibt auch in der daran anschließenden Episode so, in der die Protagonistin ihren Mann in detektivischer Manier des Ehebruchs überführt und aus dem gemeinsamen Haus wirft. Wie zur Bestätigung ihrer zuvor ironisch formulierten Selbsttheorie der Vorliebe für Mehrfachbelastungen resümiert die Erzählerin: „und das war immer da bin ich immer tierisch gewachsen natürlich. hab gesagt du bist so großartig du schreibst deine Magisterarbeit du brauchst überhaupt keine Männer / ((lacht)) / du hast dieses schreiende Kind diesen nicht stubenreinen Hund und du / hast noch deine beiden andern Kindern und das schaffst du alles und das machst du alles ((lachend)) /“.

Obwohl die beiden Episoden sehr witzig und selbstironisch sind, macht die Erzählerin v.a. mit der zweiten deutlich, dass sie durch den Umzug in das Haus nun alle Verantwortung für die Familie übernommen hat. Nach einigen Monaten kehrt ihr Ehemann jedoch wieder zur Familie zurück. Für die Zeit danach, in die auch ihr Einstieg in die Erwerbstätigkeit fällt, schildert sie ein Arrangement, mit dem sie die Konstellation, die letztlich der Hausfrauenehe – für die Kinder verantwortliche Mutter, abwesender Vater – entspricht, wieder durchbricht:

es war dann alles fertig ich hatte hatte sozusagen diese Stelle dann auch schon - und hab eigentlich ja mein ganzes Geld dann dafür ausgegeben sozusagen für ne Kinderfrau und für n Kindermann noch / (lacht)) // I: mhm / ehm - weil das war is natürlich doch anders ne? in der Wohngemeinschaft also wenn wir nich in Wohngemeinschaften gelebt hätten hätt ich die anderen Sachen ja auch alle nicht machen können / I: hm / ne? also es war ja schon dass ich mir das so n bisschen um mich rum geschaffen habe damit ich ehm meine Sachen auch machen kann (28,42-29,1)

An die Beendigung des Studiums könnte sich eigentlich eine Schilderung des beruflichen Einstiegs anschließen; die Erzählerin geht jedoch zunächst auf die Rahmenbedingungen ein, die sie dafür schaffen muss. Der dominierende Erzählstrang bleibt damit zunächst der der Lebensformfrage. Dem nähert sich die Erzählerin über die ökonomische Seite. Dass trotz ihrer gegen die ursprüngliche Intention mittlerweile etablierten (weitgehenden Allein-)Zuständigkeit für die Kinder Raum für die berufliche Karriere bleibt, setzt voraus, dass das mit der Berufstätigkeit erwirtschaftete Geld sofort wieder in die Freisetzung von den Familienpflichten investiert wird. Indem die Erzählerin so offensiv die Unwirtschaftlichkeit ihres Arrangements präsentiert, macht sie klar, dass es hier gar nicht um Ökonomie geht. Es steht nicht der Erwerb im Vordergrund, sondern die Berufstätigkeit an sich, was auch rechtfertigt, dass von dem erworbenen Geld nichts übrig bleibt.

Vielsagend ist dabei auch die Formulierung „mein ganzes Geld“. Die Protagonistin kommt mit dem von ihr erwirtschafteten Geld dafür auf, sich sozusagen von der Zuständigkeit für die Kinderbetreuung freizukaufen. Die Kinderbetreuung zu organisieren respektive zu finanzieren ist also keine Familienangelegenheit, sondern bleibt die Sache der Frau, deren Zuständigkeit sich im Verlauf der bisherigen Geschichte über die zunehmende Herausbildung einer Hausfrauenehe-Konstellation etabliert. Die Erzählerin schildert zwar ihre beständigen und erfolgreichen Versuche, diese Konstellation wieder zu durchbrechen, aber es bleibt immer ihr Anliegen, das zu tun, und sie ist es auch, die dafür ‚bezahlen‘ muss. Dafür ist dann das Durchbrechen der Hausfrauenehe-Konstellation umso konsequenter: Die Erzählerin legt Wert darauf, nicht nur von einer anderen Frau als für die Kinder zuständige Person vertreten worden zu sein, sondern auch von einem Mann. Damit werden gleichzeitig weitere Geschlechterstereotypen durchbrochen und vom Modell einer großbürgerlichen Familie mit „Kinderfrau“ Abstand genommen.

Im Vergleich der damit gefundenen Lösung mit dem früheren Arrangement in der Wohngemeinschaft macht die Erzählerin deutlich, wie weitreichend die Frage der Lebensform für sie ist. Die Wohngemeinschaft hatte Lösungen für die Organisation der Kinderbetreuung impliziert. Sie wird als eine Lebensform qualifiziert, die die Erzählerin für ihre individuellen Ziele, ihre „eigenen Sachen“ freigesetzt hat. Das eigene Leben steht und

fällt mit der Entscheidung über die Lebensform. Die Erzählerin macht deutlich, dass es notwendig ist, diese Entscheidung selbst und aktiv zu treffen; sie rekonstruiert sie für sich als eine bewusste Strategie, als das Schaffen einer Infrastruktur „um mich rum“, die sozusagen auf die eigenen Bedürfnisse zugeschnitten ist – anders als die Hausfrauenehe, in der die Frau als Individuum absorbiert wird.

Für die Betreuung ihrer Kinder durch andere als sie selbst führt die Erzählerin noch ein weiteres Argument an: „ein Punkt noch war auch also dass ich eh dass ich irgendwie Lust hatte gute Zeiten mit meinen Kinder zu verleben weisste ich wollte auch nicht gestresst von der Arbeit kommen und dann irgendwie Schularbeiten machen müssen mit / I: mh / denen ja?“ (29,13-17). Die Gestaltung des Zusammen-Lebens über bestimmte Infrastrukturen wirkt sich also auch auf die Qualität der Beziehungen innerhalb des sozialen Gefüges aus. Die Qualität der personalen Beziehung zwischen Mutter und Kindern rückt damit überhaupt erst in das Zentrum des Interesses, anders als in einem Modell, in dem die selbstverständliche Funktion der Mutter etwa als Hausaufgabenbetreuerin unhinterfragt im Vordergrund steht. Dies impliziert ebenfalls eine Abgrenzung vom Hausfrauenmodell, in dem der Gedanke der ‚Qualitätszeit‘ mit Kindern zumeist gerade nicht im Zentrum steht.

9.2.3.5 Wohngemeinschaft als Gegenentwurf:

„Ich wollte [...] mit meinen Kindern nochmal in anderer Form zusammen leben“ (33,16f)

Auch im Zusammenhang mit der Trennung von ihrem Ehemann thematisiert die Erzählerin explizit die Frage der Lebensform. Als Anlass für die Trennung nennt sie zunächst ein außereheliches Verhältnis ihres Mannes. Ihre Gründe, die Beziehung zu beenden, sind jedoch weitergehend:

also von daher war s schon ne schwierige - Situation weil du ehm ja. nicht so richtig was hattest was du jetzt abgelehnt hast hast einfach nur gesagt ich will jetzt einfach dieses Leben nicht mehr in der Form ich hab da keine Lust mehr drauf auf eh auf - solche Dinge und eh ja. ich will einfach nicht mehr / I: mh / so weiterleben ja? und - - ja. dann hab ich wie gesagt dann bin ich wieder ganz aktiv geworden / ((lacht)) / weiß ich noch hatte dann n Gespräch mit m Freund=e weil Klaus immer wieder auf der Matte stand und also er hat sich auch=e klar war s für ihn ja auch tierisch schwierig ja? er kann_ kann_ drei Kinder und ist ja auch irgendwie alles ganz nett hier immer gewesen und eh es war ja auch immer eher so dass andere Kinder sozusagen wo die Eltern sich hatten scheiden lassen dann eher bei uns waren und wir so n gutes Beispiel für diese nette Familie drei Kinder und Hund und Garten und Haus und - / I: hm / ehm. von daher war das schon schon auch sicher n n ziemlich schwierige Situation (32,38-33,1)

Die mangelnde Konkretisierbarkeit der Trennungsgründe, um die es hier zunächst geht, hat damit zu tun, dass es der Erzählerin um „dieses Leben“ in seiner Totalität zu tun ist. Die Affäre des Mannes wird an dieser Stelle nicht mehr erwähnt, dafür ist von der „Form“ die Rede, was bereits auf ein Abstandnehmen von der mehrfach problematisierten Lebensform Kleinfamilie als einen Faktor für den Trennungsentschluss hinweist. Dennoch wird das Familienleben vor der Trennung positiv evaluiert. Dass das bisherige Zusammen-Leben dem Bild der intakten, „netten Familie“ entsprochen hat, macht es sogar schwierig, dieses Zusammen-Leben zu beenden. Wichtig ist hier allerdings, dass die Erzählerin diesem Bild nicht aus ihrer eigenen, sondern aus der Perspektive des Ehemannes Relevanz zuschreibt. Er ist es, für den angesichts der idealen Verkörperung des Familienmodells die Trennung nicht nachvollziehbar ist. Er ist zugleich derjenige, der in der bisherigen Erzählung der Protagonist aller Entwicklungen hin zum Kleinfamilienmodell war. Die ‚Zeugen‘, die die Erzählerin weiterhin für diese Version des ‚beispielhaften‘ Familienlebens anführt, sind Außenstehende; der Maßstab des Bildes der „netten Familie“ ist generell einer, der aus einer Außenperspektive herangetragen wird. Die Erzählerin übernimmt diese Perspektive nur, um die Reaktionen anderer auf ihren Trennungsentschluss nachvollziehbar zu machen. Die Formulierung „diese nette Familie drei Kinder und Hund und Garten und Haus“ zitiert dabei ein Klischee, ohne zur Karikatur zu geraten. Die tatsächliche Familie wird hier nicht bloß zum Zitat einer bestimmten vorgegebenen Form, sondern ist ein „gutes Beispiel“ und bietet selbst „anderen Kindern sozusagen wo die Eltern sich hatten scheiden lassen“ einen Anlaufpunkt.

Der weitere Verlauf der Erzählung stützt die Interpretation, dass das Abstandnehmen von „diesem Leben“ das Ausbrechen aus der Lebensform Kleinfamilie einschließt. Die Erzählerin konkretisiert im Anschluss an die Erzählung vom Trennungsentschluss die Lebensformfrage:

das war denn eh - war schon schon eh insofern eh auch für mich wieder so ne neue Geschichte weil ich natürlich gleich wieder die Türen geöffnet habe und gesagt jetzt mach ich hier gleich wieder ne Wohngemeinschaft draus / aus dem Haus ((lachend)) / tierisch umgebaut und also weiß nicht Zimmer zu_ sammengelegt und dieses und jenes gemacht (33,10-13)

Obwohl die Erzählerin diese Phase als eine „neue Geschichte“ einführt, konstruiert sie damit auch eine Kontinuität zu ihrem Leben vor der Kleinfamilienphase und ihrer programmatischen Opposition gegen die Lebensform Kleinfamilie. Die starke Metapher des „Türen-Öffnens“ gibt dem Geschilderten eine emotionale Qualität; mit dem Bild kann etwa das Hereinlassen der ‚Welt da draußen‘ oder Gastfreundschaft assoziiert werden, ebenso aber ein programmatisches Durchlässigmachen der Grenze zwischen Öffentlichkeit und Privatheit.

Die Umdefinition von Territorien findet hier jedoch auch im materiellen Sinne statt. Die geschilderten Umbaumaßnahmen schaffen erst die geeigneten Räumlichkeiten für eine Wohngemeinschaft; die Erzählerin lenkt damit die Aufmerksamkeit zum wiederholten Mal auf die materiellen Infrastrukturen des Zusammen-Lebens. Doch auch die Binnenstruktur, die Ebene der persönlichen Beziehungen innerhalb der Wohngemeinschaft werden zum Thema gemacht. Das Zusammen-Leben als Wohngemeinschaft funktioniert nicht von selbst durch die äußere Form, sondern erfordert eine Gestaltung:

also dann hab ich hier irgendwie nur mit jungen Leuten zusammen gewohnt - und mit meinen Kindern und wollte mich ja auch nun aber eh sozusagen eh verändern. ich wollte jetzt einfach auch mit meinen Kindern nochmal in anderer Form zusammen leben und nicht als Mama - und das hat ziemlich also es hat ziemlich gedauert bis ich sozusagen diese Rolle aufgeben konnte sozusa_ für alles verantwortlich zu sein - weil die andern jungen Leute die zwar älter waren fielen verfielen dann auch eher in die Rolle eh sozusagen mehr meine Kinder zu sein als nun gleichwertige Wohngemeinschaftspartner - und zwar machte sich das immer daran fest dass sie manchmal nicht miteinander geredet haben sondern über mich. sozusagen. geredet haben / I: mhm / und da aber d_ das haben wir hab ich dann also haben wir auch rich_ gut hingekriegt. aber es war einfach schon schon auch richtig anstrengend. also und musste da immer wieder richtig aufmerksam sein dass ich jetzt nich hier die Obermutter von allen werde sondern einfach auch noch mal so ne an_ andere ehm Rolle hier kriege auch mit den mit den Kindern. / I: mh / und das war also dann auch fand ich=e ja. eigentlich erfolgreich. ich glaube dadurch ham wir auch so n - ehm ganz gutes Verhältnis mitnander dass man gehen kann aber auch wieder kommen kann und ehm ich eigentlich ja. ich eben wie gesagt eh - also dadurch auch nochmal so na anderes Verhältnis mit ihnen gekriegt habe / I: mh / s fand ich schon auch noch sehr schön. mit Julia war das natürlich n bisschen eh die war noch noch kleiner aber die andern beiden waren ja jetzt schon so - um die achtzehn neunzehn rum da - ging das ja schon. (33,15-36)

Die neue Form des Zusammen-Lebens und die andere Zusammensetzung des sozialen Umfelds als äußere Veränderung sollen mit einer sozusagen inneren Veränderung, einer Veränderung der Person korrespondieren. Die Erzählerin konstruiert hier eine Parallelität oder sogar eine Verschränkung der beiden Prozesse. Dabei weist sie sich hier zum wiederholten Mal als genaue Beobachterin und Analytikerin aus, nimmt eine Art sozialwissenschaftlich-professionelle Perspektive ein und schafft eine analytische Distanz zu dem, wovon sie spricht. In ihrer Schilderung ist die ‚innere‘ Veränderung ihrer Person nicht von dem Umfeld abgekoppelt, sondern darauf bezogen. Die Veränderung soll eine der Position in dem sozialen Gefüge sein. Die Erzählerin spricht von einer ‚Rolle‘ – ein sozialwissenschaftlich besetzter Terminus – was den Charakter einer von außen vorgegebenen Formierung impliziert, und bezieht dies auf die ‚Form‘ des ‚Zusammen-

Lebens“. Persönliche Entwicklung und Entwicklung von Beziehungen – es ist konkret von den Kindern die Rede – gehen mit der Veränderung der Lebensform Hand in Hand.

Dennoch macht die Erzählerin den Veränderungsprozess vor allem an ihrer Person fest. Es ist ihre individuelle Anstrengung, „diese Rolle aufzugeben“. Das Feld, in dem sie sich bewegt, funktioniert entlang der „Rolle“, die sie bislang hatte; die anderen sich in dem Feld bewegend Individuen nehmen dazu korrespondierende Positionen ein und legen ein entsprechendes Verhalten an den Tag. Diese Hypothese belegt die Erzählerin an einer Beobachtung, die sich anhand des von ihr angeführten Rollenmodells aufschlüsseln lässt.

Das Durchbrechen der aufeinander abgestimmten Rollen von Mutter und Kindern als Funktionsprinzip des Zusammen-Lebens verbucht die Erzählerin abwechselnd als gemeinsamen und als ihren individuellen Erfolg. Sie macht aber noch einmal deutlich, dass es ihr Projekt war „nich hier die Obermutter von allen“ zu werden und dass sie selbst daran gearbeitet hat. Sie legt hier die Idee einer intentionalen Beeinflussung des gesamten Umfeldes durch die Veränderung ihres eigenen Verhaltens zugrunde.

Das Ergebnis, von dem sie spricht, ist jedoch wieder etwas, das beide Seiten, genauer gesagt sie und ihre Kinder, betrifft. Es ist ein „ganz gutes“ und „anderes Verhältnis“, das die Erzählerin dadurch charakterisiert, „dass man gehen kann aber auch wieder kommen kann“. Es ist also nicht festgelegt und besteht in einer Verbindlichkeit, die nicht an bestimmte Formen der Nähe oder Distanz, der gemeinsamen oder getrennten Lebensform gebunden ist. Dass dies ein Verhältnis ist, das „gleichwertige Wohngemeinschaftspartner“ voraussetzt, die die Erzählerin zuvor als Gegenentwurf zum Mutter-Kind-Verhältnis einführt, wird hier noch einmal daran deutlich, dass sie auf das Alter ihre Kinder verweist und bei ihrer jüngsten Tochter Konzessionen macht. Die Lebensform Wohngemeinschaft soll also dennoch den Unterschied zwischen Erwachsenen als Partner und Kindern als auf Erwachsene Angewiesene beibehalten.

9.2.3.6 Resümee

In dem Interview mit Marlies Arndt läuft schon zu Beginn eine reflektierend-analytische Ebene mit. Die Beschreibungen der Beziehungen zwischen den anfangs eingeführten Familienmitgliedern werden immer wieder kommentiert, teilweise ironisiert und gleichzeitig analytisch durchdrungen, indem die Erzählerin Bezug auf das Modell der Hausfrauenehe als eine bestimmte typische zeitgebundene Struktur nimmt. Mit dieser Bezugnahme bietet sie Interpretationen auf einer theoretisierenden Ebene an, die einen Mehrwert an Information produzieren. Gleichzeitig strukturiert die Bezugnahme auf das Modell Hausfrauenehe die Erzählung, bringt sie voran und zieht immer neue Geschichten zur Konkretisierung nach sich.

Die Lebensform Kleinfamilie bzw. Hausfrauenehe wird dabei gleichzeitig als gesellschaftlich einflussreich, aber anachronistisch dargestellt. Die Warte, von der aus diese Darstellung erfolgt, ist nicht nur die persönliche, ‚fortschrittliche‘ der Erzählerin, sondern auch die des Wandels, den die Gesellschaft mittlerweile vollzogen hat. Dennoch macht die Erzählerin auch deutlich, dass ihre kritische Haltung gegenüber der Form des Zusammen-Lebens in ihrer Herkunftsfamilie nicht nur ihrer aktuellen Sicht der Dinge entspricht, sondern sich aus der Erfahrung in der Herkunftsfamilie heraus entwickelt hat. Die Opposition gegen die vorgefundenen Strukturen wird zunächst als Teil einer generellen intuitiven Renitenz und später einer kultivierten Rebellion konstruiert. Schließlich wird jedoch anlässlich der Berufswahl die Abgrenzung von der Lebensform der Eltern zum integralen Bestandteil der Formulierung eines eigenen Lebensentwurfs.

Insbesondere das „Hausfrauendasein“ der Mutter wird auch im Folgenden als Negativfolie zu einer Ressource für Kurskorrekturen, wenn die formulierten biographischen Projekte, v.a. der Anspruch auf eine eigene Berufskarriere, unter die Räder zu geraten drohen. Denn auch bei Marlies Arndt folgt dem Sich-Einlassen auf eine Ehe und später noch ausgeprägter der Erfüllung des Kinderwunsches zunächst eine unerwartete Eigendynamik hin zu kleinfamiliären Strukturen. Die Abhängigkeit vom Ehemann und die Zuständigkeit für den Reproduktionsbereich stellen sich – obwohl das Paar zu dieser Zeit in einer Wohngemeinschaft lebt – wie von selbst ein. Doch bevor dieses Verlaufskurvenpotential sich entfalten kann, entwickelt die Protagonistin im Rückgriff auf die mit dem Programm „Nicht wie meine Mutter“ verbundenen Deutungsressourcen neue Handlungsfähigkeit.

Die vorgenommene Kurskorrektur betrifft den biographischen Kontext des Zusammen-Lebens insofern, als die Wohngemeinschaft im Folgenden auch als eine Lebensform präsentiert wird, die die Gewährleistung der Kinderbetreuung und damit die Vereinbarkeit mit Studium und Beruf erleichtert. Vor allem aber wird die Wohngemeinschaft sozusagen um den Kinderladen erweitert, der, wie unter 11.1.1.4 noch zu zeigen sein wird, mehr ist als eine Infrastruktur zur Kinderbetreuung. Die Umgestaltung des Zusammen-Lebens bleibt insgesamt jedoch das Projekt der Protagonistin; ihr Ehemann „hat das alles mitgemacht“ (24,3), es ist jedoch von keiner generellen Umverteilung der Verantwortlichkeiten innerhalb der Familie die Rede. Vielmehr treibt der Ehemann später mit dem Hauskauf die weitere Etablierung des Kleinfamilienmodells. Wiederum ist es in der Folge die Protagonistin, die im Rahmen des inzwischen ganz konventionellen Rahmens widerständige Arrangements trifft. Diesmal schafft sie es durch die Einbeziehung von Nicht-Familienmitgliedern in das Arrangement des Zusammen-Lebens, ihre Freisetzung für eine Berufskarriere zu gewährleisten. Dies ist von besonderer Bedeutung, da die Kurskorrektur im Sinne des eigenen Lebensentwurfs vor allem auch im Beginn des Studiums be-

steht und sich damit wesentlich auf den biographischen Konstruktionskontext des Berufs-Lebens bezieht. Wie bei Gertrud Aschauer ist dieser entscheidend, um ein mit der Einbindung in eine traditionelle Kleinfamilie verbundenes Verlaufskurvenpotential zu entschärfen.

Ganz explizit zum Gegenstand einer aktiven, durchdachten und gezielten Gestaltung wird das Zusammen-Leben schließlich dort, wo Marlies Arndt von der Wohngemeinschaft erzählt, die sie nach der Trennung von ihrem Mann einrichtet. Hier wird eine erhöhte Sensibilität für die Bedeutung von (Infra-)Strukturen der Lebensform deutlich; in der Konstruktion der Erzählerin gibt es eine Korrespondenz von ‚innerer‘ und ‚äußerer‘ Form. Die Wohngemeinschaft als Lebensform ermöglicht es, mit den „Kindern nochmal in anderer Form zusammen [zu] leben“ (33,16) – was allerdings ein bewusstes Daraufhinarbeiten voraussetzt. Veränderte Räumlichkeiten korrespondieren dabei ebenso wie veränderte Funktionen der Einzelnen mit einer Veränderung der eigenen Person und einer veränderten Qualität der Beziehungen zueinander.

In Marlies Arndts Biographie ist die Arbeit an Formen des Zusammen-Lebens von zentraler Bedeutung dafür, die eigene Handlungsfähigkeit zu behalten bzw. (wieder) zu erweitern. In diesem Zusammenhang spielen kritische Deutungsressourcen eine große Rolle. Die Gestaltung alternativer Arrangements auf dieser Basis setzt jedoch bereits auch gewisse Gestaltungsspielräume voraus. Marlies Arndt hat sich solche Räume vor allem im Kontakt mit der Studenten- und Frauenbewegung eröffnet. Was zunächst nur negativ als „nicht wie meine Mutter werden“ bestimmt ist, kann dort im Experimentieren mit neuen Formen des Zusammen-Lebens positiv formuliert und konkretisiert werden. Der ungewollten Etablierung von Elementen konventioneller Lebensformen in der Beziehung zum Lebenspartner und den Kindern setzt die Erzählerin ebenfalls Infrastrukturen entgegen, die sie sich über das Engagement in der Bewegung aufbaut. Mit der Notwendigkeit, „sich [selbst, C.T.] tierisch zu bewegen“, um die eigene Handlungsfähigkeit zu erhalten, korrespondiert der Versuch, „etwas zu bewegen“ (25,46), d.h. gesellschaftliche Veränderungen herbeizuführen. Damit bekommt das zunächst individuelle biographische Projekt eine zusätzliche politische Dimension. Gerade was die Lebensformfrage betrifft, sind der individuelle Widerstand gegen unbefriedigende konventionelle Lösungen und die Arbeit an kollektiven (Infra-)Strukturen auf verschiedenen gesellschaftlichen Ebenen eng miteinander verschränkt. Das zeigt etwa die Kinderladengründung, die dem eigenen Bedarf an Kinderbetreuung ebenso begegnet, wie sie der Idee einer gesellschaftsverändernden Kraft antiautoritärer Erziehung folgt. Mit der Sicherung der eigenen Handlungsfähigkeit über die Arbeit an Arrangements des Zusammen-Lebens ist also auch eine Akteurinnenschaft im Hinblick auf die Veränderung sozialer Verhältnisse verbunden. Dieser Aspekt wird in 11.1.1.4 noch genauer zu untersuchen sein.

9.2.4 Tina Aumann: Die Diskursivierung der Lebensformfrage

Tina Aumann geht im Zusammenhang ihrer Kindheitserzählung sehr ausführlich auf die Frage des Zusammen-Lebens ein; „wie wir da gelebt haben“ (2,26) – nämlich zunächst in einer Wohngemeinschaft – bedarf einer Erklärung. Auch in Tina Aumanns Biographie scheint es auf den ersten Blick Anschlussmöglichkeiten an populäre Diagnosen über die ‚Kinder der 68er‘ oder die ‚Töchter der Frauenbewegung‘ zu geben, mit denen sich die Erzählerin auch auseinandersetzt. Für die Dynamik des Einzelfalls spielen jedoch weit mehr Aspekte eine Rolle, die möglicherweise auf eine andere Art kennzeichnend für intergenerationalen Wandel sind, als es mit einer Kontrastierung der ‚68er‘ und ihrer Kinder möglich ist.

9.2.4.1 Legitimation der Lebensform der Eltern und Personalisierung von Beziehungen

Der Anfang des Interviews mit Tina Aumann fällt im Vergleich mit anderen Interviewanfängen dadurch auf, dass das soziale Umfeld der Kindheit sehr ausführlich beschrieben wird. Diese Ausführlichkeit spiegelt die innere Komplexität des Beschriebenen:

also / ((lacht)) / geboren bin ich einundsiebzig - / I: mh / also bin jetzt=e dreißig Jahre alt geworden - und=e bin sozusagen die zweite oder das zweite Kind von Marlies / I: mh / davor kam mein Bruder auf die Welt der is anderthalb Jahre ungefähr älter - und=e ja ich war dann halt das erste Mädchen - bin in ner WG aufgewachsen - mit=e mit ner andern Familie noch - meine Erzieherin war irgendwie sozusagen die - zweite Person oder zweite weibliche Person mit der wir zusammengelebt haben die Tochter von ihr und der Mann - wobei ich=e letztendlich die besten und die intensivsten Erinnerungen eigentlich an=e an die=e Birgit habe. das is halt meine Erzieherin die eben mit uns in der WG gelebt hat. (1,32-42)

Die Erzählerin ordnet hier das Feld der relevanten Personen, indem sie deren Beziehungen untereinander benennt. Für sie selbst und ihre Geschwister gelingt das relativ komplikationslos über die Zuordnung zur Mutter. Sobald allerdings von der WG die Rede ist, werden die Formulierungen umständlicher und uneindeutiger. Obwohl das Konzept Familie gleichzeitig weiterhin als Zuordnungskriterium der beteiligten Individuen trägt, müssen die Personen, die nun genannt werden, zusätzlich charakterisiert werden, weil keine einfachen Labels zur Verfügung stehen.

Dass eine Person als „meine Erzieherin“ eingeführt wird, irritiert zusätzlich, da die Funktion einer Erzieherin – außer vielleicht im großbürgerlichen Milieu – eher außerhalb des familiären Nahraums eine Rolle spielt. Die Beziehung zwischen einem Kind und einer Erzieherin ist für gewöhn-

lich durch die Professionalität der letzteren gekennzeichnet und hat ihren Ort in entsprechenden Institutionen. Diese Trennung zweier Sphären wird hier jedoch durch das unkommentierte Einführen der Erzieherin als Mitbewohnerin verwischt. Doch auch innerhalb der WG ist ihr Status schwierig in Worte zu fassen: Sie ist „irgendwie sozusagen die - zweite Person oder zweite weibliche Person mit der wir zusammengelebt haben“. Es gibt nicht, wie etwa in der Familie, Bezeichnungen, die in einem Wort viel über die Position der Person im sozialen Gefüge, ihre Funktion oder die Beziehungen, in denen die Person zu anderen steht, sagen könnten. In der WG muss das für die betreffende Person umschrieben werden. Die zentrale Stellung der „Erzieherin“ wird darüber deutlich, dass andere MitbewohnerInnen über einen von ihr abgeleiteten Status eingeführt werden („die Tochter von ihr und der Mann“) und sie als einzige mit Namen genannt wird. Darüber hinaus holt die Erzählerin reflexiv ein, dass die „Erzieherin“ ihre Erinnerungen hinsichtlich der WG dominiert. An der Umständlichkeit, die hier offensichtlich nötig ist, wird deutlich, dass die Erzählerin nicht auf Schemata zurückgreifen kann, von denen sie annehmen könnte, dass sie auch der Interviewerin hinreichend vertraut sind.

Auffällig ist an dieser Passage auch, dass darin bis auf den „Mann“ der Erzieherin keine Männer auftauchen. Besonders der Vater der Erzählerin wird nicht genannt, nicht einmal im Zusammenhang mit der Mutter. Die Erzählerin führt sich als Tochter von Marlies ein, was damit zu tun haben kann, dass sie um das Interesse der Interviewerin an der weiblichen Linie der Familie weiß. Möglicherweise ist der Vater ‚mitgemeint‘, wenn in der Wir-Form formuliert wird, und bliebe damit zugleich seltsam abwesend. Damit hätte die Erzählerin auch im Kontext der erklärungsbedürftigen Lebensform WG zusätzlich die nicht näher zu erläuternde Lebensform der klassischen Kleinfamilie vor Augen. Diese zeichnet sich geradezu dadurch aus, dass sie zwar nur mit einem Elternpaar vollständig ist, der Vater aber im alltäglichen Zusammen-Leben von Mutter und Kindern auf spezifische Weise abwesend bleibt.

Mit der Zeit in der WG kontrastiert die Erzählerin eine andere Phase des Zusammen-Lebens der Familie:

und dann - also haben wir eigentlich so mehr oder weniger sind wir erst in Habach aufgewachsen - und sind dann irgendwann in in in die die Gegend eben Zettloh gezogen was ja schon n großer Sprung war / I: mh / also von der WG letztendlich in so n ehm ehm großes ehm Einfamilienhaus wo man eigentlich ehm ganz - harmonisch irgendwie als Familie zusammen lebt und und=e in in Habach war das natürlich irgendwie ne ganz andere - Nummer auch so von von dem was da auch abging durch die - andern Menschen die da auch gelebt haben und da war einfach unheimlich viel los dadurch dass Birgit eben auch meine Erzieherin war waren natürlich auch immer viele Kinder bei uns - wir sind da irgendwie ziemlich - ziemlich ehm tja spannend auch großgeworden. / I: mh / also so für mich war das schon ne tolle Zeit und - ehm hat hat mir eigentlich auch

sehr - also meine Erinnerungen sind super. so ne? wobei ich gar nicht so viel mehr mit also nicht mehr so viel im Kopf hab / I: mh / aber ich glaub das war irgendwie ganz / stark. ((schmunzelnd)) / wie wir da gelebt haben. (2,11-26)

Der „große Sprung“, von dem die Erzählerin hier spricht, scheint sich zunächst auf die beiden Stadtteile zu beziehen, in denen sie nacheinander gelebt hat. Gleichzeitig dürften die Namen der Stadtteile Chiffren für den gesamten Komplex der Lebensumstände sein, vor allem für die zugrunde liegende Infrastruktur. Der WG wird das „Einfamilienhaus“ gegenübergestellt, das als Gebäude eine bestimmte Form des Zusammen-Lebens allgemeingültig vorgibt. „Man“ lebt dort „als Familie zusammen“. Anders als in der WG ist „Familie“ hier nicht nur ein Kriterium der Zugehörigkeit von Individuen innerhalb eines komplexeren Gebildes, sondern impliziert auch eine bestimmte Art des Zusammen-Lebens. Die Erzählerin hat hier allerdings nicht die generationale Ordnung oder die Verteilung von Funktionen oder Verantwortung im Blick. Die Qualifizierung des Zusammen-Lebens als „ganz - harmonisch“ scheint zunächst eher auf einen bestimmten Stil des Umgangs miteinander abzuheben. Wiederum ist das in der Darstellung der Erzählerin etwas, das „man“ von dem Arrangement Kleinfamilie gemäß einer allgemeinen Regelmäßigkeit erwarten kann.

Dieses Konzept macht die Erzählerin aus dem Kontrast zur Lebensform WG heraus relevant. Sie charakterisiert sie im Gegensatz zur Familie durch ihre Nicht-Abgeschlossenheit gegenüber „anderen Menschen“. Die WG ist über ihre Mitglieder hinaus offen: Durch die Erzieherin, die sozusagen sowohl im Innenraum der WG als auch in der öffentlichen Sphäre verortet ist, wird die Grenze zwischen beiden durchlässig und kommen Kinder aus dem ‚öffentlichen‘ in den privaten Raum. Wenn die Erzählerin die Konsequenz dieser Offenheit des privaten Raumes mit Formulierungen wie „ne ganz andere - Nummer“, „was da auch abging“ und „da war einfach unheimlich viel los“ beschreibt, spiegelt das vor allem eine Dynamik und Unruhe, die im Kontrast zur geordneten „Harmonie“ des „Einfamilienhauses“ steht. Die Evaluation „wir sind da irgendwie ziemlich - ziemlich ehm tja spannend auch groß geworden“ klingt ambivalent, was die Bewertung dieser Dynamik angeht. Diese Ambivalenz löst die Erzählerin jedoch in eine explizit und eindeutig positive Bewertung auf – wobei diese durch den Verweis auf den Rekonstruktionscharakter des Erzählten wieder relativiert wird. Auch in ihrem Resümee bleibt die Ambivalenz bestehen.

Im Anschluss daran kommt die Erzählerin zum ersten Mal auf ihren Vater zu sprechen:

wie s so bei uns zu Hause ehm abliefe war eigentlich dass mein Vater unheimlich viel gearbeitet hat / I: mh / der hat ja so ehm nach seinem - Grafikstudium sich direkt selbstständig gemacht - und hat ehm als ja als Grafiker halt ne Firma geleitet - und hat sich da unheimlich ehm in die Arbeit gestürzt und wollte auch Karriere machen. / I: mh / ganz - ganz klar. wollte auch Kinder - und wollte auch

ne Frau / ((Schmunzeln)) / - aber hatte hatte auch n ganz klares Ziel dass er ehm dass er sich selber auch verwirklicht. / I: mh / auch über die Arbeit. und=e das hatte natürlich - Vor- und Nachteile - also für uns war eigentlich im_ also mein Vater Klaus immer halt mal - immer da / I: mh / also so aber er war natürlich eher so n Wochenend - Intensivpapi und=e oder wir nennen ja unsere also ich nenne meine Eltern ja nicht Mama und Papa / I: mh / sondern Marlies und Klaus - die ehm haben also Klaus is irgendwie für mich immer ganz wichtig gewesen auch ehm so als als Person wir haben eigentlich schon schon immer so ne ganz intensive ehm Beziehung gehabt auch als ich so klein war - irgendwann je älter ich wurde wurde es dann so n bisschen schlechter aber das kann ich dann später erzählen (2,28-46)

Mit der Formulierung „wies so bei uns zu Hause abließ“ wird die Beschreibung einer allgemeinen Routine im Zusammen-Leben der Familie eingeleitet. Mit „bei uns zu Hause“ scheint damit weniger das räumliche Umfeld des erwähnten „Einfamilienhauses“ gemeint zu sein als die Lebensgemeinschaft selbst. Denn die Arbeit des Vaters, um die es hier geht, ist die berufliche Arbeit und findet nicht zu Hause, sondern in der „Firma“ statt. Die Trennung der Sphären von Berufsleben und Privatleben wird hier unterstellt. Dies zeigt sich auch an der Konfrontation von „Karriere“ und Familie im weiteren Verlauf. Dabei ist zunächst interessant, dass die Karriere als eine Sache der Lebensplanung und der expliziten Entscheidung des Vaters überhaupt thematisiert wird. Die Berufstätigkeit und Karriere des Mannes ist in der traditionellen bürgerlichen Kleinfamilie selbstverständliches und konstitutives Element der Lebensform und deshalb häufig gar kein Gegenstand, auf den näher eingegangen wird. Hier jedoch nimmt die Erzählerin sogar eine Rechtfertigung dafür vor, dass ihr Vater sich „in die Arbeit gestürzt“ hat. Als Frage der ‚Selbstverwirklichung‘ ist diese Entscheidung eine bewusst getroffene und durch den hohen Anspruch gedeckte.

Neben dieses Bekenntnis des Vaters zur Karriere, das die Erzählerin hier rekonstruiert, stellt sie ein ebensolches Bekenntnis zu Kindern und Frau, das allerdings nicht in der Weise legitimiert wird wie das Bekenntnis zur Karriere. Hier scheint schon das aktive Wollen die Legitimation dafür herzugeben, trotz der Karrierepläne eine Familie zu gründen. Gleichzeitig gibt die Erzählerin sich selbst, ihren Geschwistern und ihrer Mutter eine Bedeutung für das Leben ihres Vaters und verstellt damit die Interpretationmöglichkeit, dass die Familie ihrem Vater weniger wichtig gewesen wäre als die Karriere und er sie vernachlässigt haben könnte.

Anschließend legt die Erzählerin eine ausgeglichene Bilanz der Folgen des beruflichen Engagements des Vaters vor, bei der weder das Positive noch das Negative überwiegt. Obwohl zunächst von „Vor- und Nachteilen“ die Rede ist, werden alle Aussagen über den Vater positiv formuliert, auch wenn eine Ambivalenz darin steckt. Die Formulierung, der Vater sei „immer da“ gewesen, findet die Erzählerin nach einigen Anläufen, die zu-

nächst eher in eine kritische Richtung zu gehen scheinen. Mit der gefundenen Formulierung wird der komplizierte Sachverhalt einer prinzipiellen Verfügbarkeit des Vaters trotz mangelnder physischer Präsenz transportiert. Dass sich die tatsächliche Verfügbarkeit auch im Sinne physischer Präsenz vor allem auf das Wochenende beschränkte, wird jedoch ebenfalls positiv formuliert. Die Bezeichnung „Wochenend-Intensivpapi“ legt ein, wenn auch zeitlich beschränktes, so doch konzentriertes, qualitativ hochwertiges ‚Da-Sein‘ des Vaters nahe. Hier kommt die Erzählerin ihrer Ankündigung nach, das Arrangement habe auch „Vorteile“ gehabt.

Mit der Erläuterung über das Benutzen der Vornamen der Eltern wird noch eine weitere Ebene für die Evaluation des Zusammenseins mit dem Vater eingeführt. Es geht um seine Bedeutung und die „Beziehung“ zu ihm „als Person“. Nicht seine Funktion als Vater und wie er diese ausgefüllt hat, steht damit zur Debatte. Das „Wichtig“-Sein und die „intensive Beziehung“ können als etwas betrachtet werden, das ein Stück weit von der Anwesenheit und Verfügbarkeit des Vaters abgekoppelt ist und über das Zusammen-Leben im Gefüge der Lebensform Familie hinausgeht. Das fällt insbesondere im Vergleich mit der Darstellung der Eltern bei Marlies Arndt auf, in der diese viel stärker (wenn auch nicht ausschließlich) über ihre von der Struktur bürgerliche Kleinfamilie bestimmten „Rollen“ der Hausfrau und des autoritären Familienernähers charakterisiert werden.

Analog zu der Beziehung zu ihrem Vater rekonstruiert die Erzählerin die zu ihrer Mutter:

so Marlies is ehm ja für für mich ehm war auch immer ne so immer immer da obwohl sie auch wirklich ihr ehm ja ihre ihre Arbeit auch verfolgt hat ihr Studium / I: mh / gemacht hat parallel - wollte aber ganz klar=e Kinder haben - hat das auch ehm ganz ganz toll gemeistert bestimmt aber auch weil sie ganz engagiert war und sich da auch ehm drum gekümmert hat dass wir a_ dass dass es uns Kindern gut geht und dass sie aber selber trotzdem noch ehm ehm ja ihre ihre eigene Karriere da irgendwie verfolgen konnte. und das hat ehm keinem von uns glaub ich geschadet - (3,2-9)

Die Analogie zwischen Vater und Mutter reicht hier bis in die Wortwahl. Wie der Vater war auch die Mutter „immer da“, auch bei ihr wird eine Opposition von Kindern und „ihrer Arbeit“ – die offensichtlich nicht die Familienarbeit ist – festgestellt, auch bei ihr ist von einem aktiven, „ganz klaren“ Wollen in Bezug auf die Kinder die Rede. Allerdings setzt die Erzählerin zu einer Beschreibung ihrer persönlichen Beziehung zur Mutter („für mich ist...“) nur an und bricht sie ab, um dann von „uns Kindern“ zu sprechen. Dort tritt, anders als beim Vater, durchaus die Funktion der Mutter in den Vordergrund und gerade nicht die Beziehung zur Mutter „als Person“. Mit dem Wohl der Kinder („dass es uns Kindern gut geht“) kommt eine Größe, vielleicht ein Bewertungsmaßstab ins Spiel, der beim Vater nicht angelegt wurde. Die Bewertung in dieser Hinsicht fällt aber

auch nicht so ambivalent oder mit einer lediglich ausgeglichenen Bilanz aus wie beim Vater, sondern eindeutig positiv. Dabei bezieht sich die positive Evaluation zunächst auf die Vereinbarkeitsleistung der Mutter, für deren Gelingen das Wohlergehen der Kinder jedoch ein Kriterium ist. Die Erzählerin macht dabei sehr deutlich, dass die Frage der Vereinbarkeit eine des aktiven Tuns, des Engagements der Mutter ist. Beim Vater ist davon keine Rede.

Innerhalb der Analogie in den Beschreibungen von Vater und Mutter findet sich auch ein charakteristischer Unterschied. Er bezieht sich zunächst auf die Ambitioniertheit, die den Eltern zugesprochen wird: Der Vater hat sich in die Arbeit „hineingestürzt“, die Mutter hat ihre Karriere „verfolgt“. Zudem werden die Karriereambitionen als solche bei der Mutter nicht in der Weise einer Rechtfertigung unterzogen wie beim Vater, bei dem das sehr starke Konzept der Selbstverwirklichung in Anschlag gebracht wird. Die Ambitionen der Mutter erscheinen überraschenderweise viel selbstverständlicher und in sich weniger legitimationsbedürftig; das hängt offensichtlich damit zusammen, dass die Argumentation hier so angelegt ist, dass die Mutter vom Vorwurf, ihre Kinder wegen ihrer Berufstätigkeit zu vernachlässigen, ohnehin freigesprochen wird und sich daraus – im Gegensatz zum Vater – auch keine Legitimationsbedürftigkeit der Karriereambitionen an sich ergibt. Gleichzeitig wird am Ende der Passage mit der Feststellung „und das hat ehm keinem von uns glaub ich geschadet“ noch einmal deutlich, dass die Legitimität einer Karriere bei Vater und Mutter auf unterschiedliche Weise gesichert ist. Während beim Vater die Notwendigkeit der Selbstverwirklichung ins Spiel gebracht wird, die Legitimation also in seiner Person liegt, liegt die Legitimation bei der Mutter außerhalb ihrer selbst, nämlich darin, dass sie ihren Kindern mit ihrer Berufstätigkeit nicht „schadet“.

Dafür tritt die Erzählerin noch eine ausführlichere Beweisführung an, die sich nicht nur auf die berufsbedingte Abwesenheit der Mutter, sondern auch auf die von ihr gewählte alternative Betreuungsform bezieht:

also da hab ich ja jetzt immer noch irgendwie - Gespräche mit andern Leuten die dann - die dann ehm das teilweise nicht verstehen können oder andere finden das ganz toll - so wies bei uns war wir wir sind halt also ich bin irgendwie mit einem Jahr schon in Kinderladen gekommen - und=e hab das aber für für überhaupt nicht ehm schlecht empfunden das hat vielleicht auch was zu tun dass meine Erzieherin halt auch mit uns zusammengelebt hat - dass es dadurch natürlich jetzt nicht so n totales Abschieben war oder so sondern wir haben ehm letztendlich da trotzdem - trotzdem warn unsere Eltern oder oder auch Marlies ganz toll präsent. also dieser Kinderladen der - wurde ja auch mit von den Eltern - ehm ja gestaltet. / I: mh / so das das Essen kam halt auch irgendwie von von den Eltern und also gewisse Sachen waren da einfach auch so dass dass dass wir dass es uns Kinder einfach richtig gut ging. (3,11-21)

Diese Passage macht zunächst deutlich, dass die Legitimation des Arrangements der Mutter maßgeblich eine Reaktion auf eine Anfrage von außen ist. Der Kontext, in dem die Frage nach dem Wohlergehen der Kinder zum Kriterium für die Bewertung dieses Arrangements wird, ist nicht der der Familie selbst, auch nicht in erster Linie der des zu „verwirklichenden“ individuellen Lebensentwurfs der Mutter, sondern der der intersubjektiven Verständigung über Kindheit im Allgemeinen. Die Erfahrungen, die die Erzählerin über ihre Kindheit mitzuteilen hat, werden in diesem Kontext zu etwas Besonderem, weil es sich vom ‚Normalen‘ abhebt. Die Konstruktion von etwas ‚Normalem‘ ist dabei die Voraussetzung dafür, diese Erfahrungen zu etwas Abweichendem, Besonderem werden zu lassen. Die Reaktionen auf die so zum Besonderen gemachten Erfahrungen teilt die Erzählerin in zwei Kategorien ein: „Nicht verstehen“ und „ganz toll finden“. Auch wenn mit dem „Nicht-Verstehen“ möglicherweise eine Haltung bezeichnet wird, in der eine Ablehnung eingeschlossen ist, hebt die Erzählerin hier die Explikationsbedürftigkeit des familiären Arrangements hervor, der mit entsprechenden Ausführungen begegnet werden kann, die wiederum ein Verstehen ermöglichen. Das „Ganz-toll-Finden“ dagegen benennt nur das Moment der Bewertung und setzt möglicherweise die „Gespräche“, in denen das Besondere expliziert wurde, voraus.

Die genauere Darstellung dessen, was „nicht verstanden“ oder „ganz toll gefunden“ wird, orientiert sich maßgeblich am ‚Normalen‘, indem es die Abweichung davon benennt („schon mit einem Jahr“ statt wie ‚normal‘ mit mindestens drei Jahren) und das Ausbleiben schlechter Erfahrungen damit erklärt, dass Normalität an anderen Stellen restituiert wird: Die Erzieherin ist in Wirklichkeit so etwas wie eine Familienangehörige und die Eltern sind im Kinderladen „präsent“, so dass der Kinderladen gar kein fremdes Terrain ist, in den ein Kind „abgeschoben“ werden könnte. Oder das normale Maß wird positiv überboten: Die Eltern sind im Kinderladen engagiert; der Kinderladen ist nicht einfach eine Betreuungseinrichtung, sondern es geht den Kindern „richtig gut“.

Obwohl hier deutlich die Legitimationsbedürftigkeit des Modells nach außen sichtbar wird, kommt an dieser Stelle in der engen Verschränkung der Form des Zusammen-Lebens als Familie oder WG mit der Idee des Kinderladens ein weiterer wichtiger Aspekt zum Tragen. Die Erzählerin macht diese Verschränkung nicht nur explizit an den personellen Überschneidungen und den fließenden Grenzen zwischen Familie bzw. WG und Kinderladen und damit auch zwischen privatem und öffentlichem Raum deutlich. Auch die argumentative Verbindung und thematische Nähe, in dem das Reden über das Zusammen-Leben in der Familie und über Berufstätigkeit und Kinderbetreuungsformen hier stehen, weisen eindringlich darauf hin, dass alle Beteiligten immer gleichzeitig in unterschiedliche soziale Gefüge eingebunden sind und dass das ihr Zusammen-Leben in den verschiedenen Räumen beeinflusst. Alle Beteiligten – ob Er-

wachsene oder Kinder – stellen gleichzeitig Schnittstellen zwischen privatem (Familie) und öffentlichem (Arbeit/Karriere, Kinderladen) Raum dar. Die Mehrfachverortungen wirken sich auf das Zusammen-Leben in den unterschiedlichen Räumen aus und zeigen, dass die Trennung der Sphären von vornherein eine virtuelle ist. Damit wird nicht etwa die Programmatik „Das Persönliche ist politisch“, die hinter Konzepten wie der WG und dem Kinderladen steht, argumentativ eingelöst, sondern die Aufhebung der Trennung der Sphären ergibt sich aus der Rekonstruktion der Zusammenhänge, die die Erzählerin zum Thema macht.

Im weiteren Verlauf des Interviews setzt die Erzählerin wiederholt zu einer Legitimation des Kinderbetreuungsarrangements ihrer Eltern bzw. v.a. ihrer Mutter an, die wie oben als Hauptverantwortliche in Erscheinung tritt. Diese Legitimation folgt ebenfalls dem Schema, das Besondere des Arrangements der Eltern zu explizieren, als Ergebnis aber eine Einlösung des Normalen bzw. dessen positives Überbieten zu präsentieren. So betont die Erzählerin etwa: „ja ich hab mich letztendlich irgendwie glaub ich ganz normal entwickelt“ (4,4) und überbietet es mit der Einschätzung, dadurch eine „eigene Persönlichkeit“ (4,7f) geworden zu sein. Hier kommt wiederum, wie bei der Legitimation der Karriereambitionen des Vaters, die Hochschätzung des Persönlich-Individuellen ins Spiel, das dem ‚Funktionieren‘ innerhalb vorgegebener sozialer Zusammenhänge (Familie, aber auch Kinderladen, in dem die Kinder Raum zur individuellen Entfaltung bekommen) übergeordnet wird.

An anderer Stelle benennt die Erzählerin expliziter die Berufstätigkeit der Mutter als Voraussetzung für eine spezifische Art der persönlichen Beziehung, die zwischen ihr und ihrer Mutter besteht:

und - also unserer Beziehung hat es so gut getan dass ich meine Mutter oder Marlies auch immer eher als Freundin gesehen hab / I: mh / also nicht als ehm autoritäre ehm Führungsperson oder so in unserer Familie oder so sondern wirklich das ehm man konnte halt über alles reden und und es hatte bestimmt auch was damit zu tun dass sie auch immer halt noch ihr eigenes Leben hatte. (21,17-22)

In dieser Evaluation verbindet sich mit der Frage der Lebensform die Frage der persönlichen Beziehungen, die innerhalb eines auf bestimmte Weise organisierten Zusammen-Lebens entstehen. Dass diese Beziehungen ganz persönliche sind und sich aufgrund der gewählten alternativen Lebensform nicht in den Funktionen aufgehen, die den einzelnen Personen innerhalb der Konstellation Familie zukommen, ist ein charakteristischer Zug, der die Erzählungen von Tina Aumann prägt.

9.2.4.2 Beziehungen in der Familie als Ressourcen für persönliche Entfaltung und soziale Integration

In Tina Aumanns Schilderungen ihres Heranwachsens sind Reflexionen über ihre Herkunftsfamilie ein verbindendes Element. Dabei spielen ebenfalls Evaluationen der Beziehung zu den Eltern eine wichtige Rolle.

so ich glaube ich bin da irgendwie ganz ganz gut irgendwie so ich hab so meine eigene Persönlichkeit irgendwie da auch ganz gut entwickeln können hab n unheimliches Selbstvertrauen - das kommt bestimmt auch daher dass Marlies irgendwie mir da auch immer so=e ganz viel Halt gegeben hat / I: mh / auch irgendwie immer ihre Kinder einfach ganz toll fand auch wenn mal irgendwas schief ging oder so war die das irgendwie immer auch ehm - fand sie das einfach immer ganz ganz gut was wir so machen und hat uns da nicht irgendwie zurechtgewiesen das war das war wirklich gut und wir habens halt nie ausgenutzt / I: mh / also so - wir wussten irgendwie auch immer ehm dann letztendlich was was der vernünftige Weg is also - klar manchmal hat man vielleicht schon irgendwas gemacht was nicht so toll war aber n hat haben wir drüber geredet / I: mh / und dann - war das irgendwie auch okay.(4,6-20)

Die Entwicklung der „eigenen Persönlichkeit“, die als Beleg für die positive Bewertung des zuvor beschriebenen Betreuungsarrangements angeführt wird, erfährt hier wieder eine Einbettung in die persönliche Beziehung zur Mutter. Ein wichtiges Detail dieser Beziehung ist das vorbehaltlose „Toll“-Finden. Es ist die Voraussetzung für eine Art Vertrag, der auf Seiten der Mutter einen Verzicht auf Disziplinierung vorsieht. Auf Seiten der Kinder verlangt er, das Ausbleiben von Sanktionen nicht „auszunutzen“. Die Freiräume der Kinder sind in dem geschilderten Modell nicht von den autoritären Setzungen der Mutter begrenzt, sondern von einem anderen, für alle verfügbaren Maßstab – dem der Vernunft. Bezeichnend ist hier, dass den Kindern das Verfügen über diesen Maßstab, der zumeist als ein bevorzugt ‚erwachsener‘ angesehen wird, ohne weiteres zugesprochen wird: „wir wussten irgendwie auch immer [...] was der vernünftige Weg ist“. Nachdem der „vernünftige Weg“ den Kindern auch ohne Anweisung der Mutter zugänglich ist, tritt an die Stelle eines autoritären Gefalles zwischen Kindern und Mutter ein impliziter Appell an die Urteilsfähigkeit der Kinder.

Dennoch räumt die Erzählerin Fälle ein, in denen „man vielleicht schon irgendwas gemacht hat was nicht so toll war“. Auch daran schließt sie eine Regel an, die in ihrer Formulierung von beiden Seiten, Eltern und Kindern, getragen wird: „n hat haben wir drüber geredet“. Dass Kommunikation an sich eine Essenz der Beziehung zwischen Eltern und Kindern in ihrer Herkunftsfamilie ist, macht die Erzählerin an anderer Stelle mit einer Art Leitsatz deutlich, den sie ihrem Vater in den Mund legt: „okay ich

vertrau dir jetzt also Tina du kannst machen was du willst aber red mit mir“ (4,28f).

Dieser Leitsatz steht im Kontext der Schilderung der Beziehung zum Vater als potentielle Autoritäts- oder Erziehungsperson. Dieser Beziehung gibt die Erzählerin, anders als bei der Mutter, ein ganz spezifisches Thema, das eine Art Nagelprobe beinhaltet, nämlich die „ersten Freunde“. Auch in dem zitierten Leitsatz ist eine Art Vertrag enthalten: Der Vater kontrolliert nicht und macht von sich aus keine Vorgaben, sondern bietet sich als Gesprächspartner an; dafür soll die Tochter ihm über das, was sie tut, Auskunft geben. Die Erzählerin legt dies jedoch nicht als eine verfeinerte Form der Kontrolle aus, sondern bringt ihre Wertschätzung für das Interesse zum Ausdruck, das ihr Vater ihr damit entgegenbringt. Noch mehr als das Vertrauen der Mutter in die Vernunft der Kinder qualifiziert das Interesse des Vaters am Gefühlsleben der Tochter die Beziehung als eine sehr persönliche Beziehung. Die Erzählerin folgt in ihrer Schilderung nicht dem klassischen Schema der Funktionen von erziehenden Erwachsenen und zu erziehenden Kindern, sondern konstruiert über die Eigenverantwortung und die eigene Intimsphäre, die ihr zugestanden werden, einen quasi-erwachsenen Status. Damit verringert sich das Macht- und Autoritätsgefälle in den geschilderten Beziehungen, auch wenn ein solches in Form der elterlichen Definitionsmacht über die Gestaltung der Beziehung der Konstruktion implizit zugrunde liegt.

Auf ihre Erfahrungen mit einem derart demokratisierten Erziehungsstil in Elternhaus und Kinderladen bezieht sich die Erzählerin an anderer Stelle, um ihre Schwierigkeiten mit autoritäreren Systemen zu erklären. Dass sie mit den rigideren Regeln in der Schule nur schwer zurechtkommt, führt sie darauf zurück, dass sie damit zuvor nicht konfrontiert wurde. Gleichzeitig kritisiert sie diese Systeme vom Standpunkt der Grundsätze ihrer eigenen Erziehung aus. So evaluiert sie auch das Verhalten ihrer amerikanischen Gasteltern, die ihr als 16jähriger weniger Freiräume lassen, als sie es von ihren Eltern gewohnt ist: „Aber ich war eigentlich schon viel viel weiter und viel vernünftiger und - ehm aber das ehm das ging da nicht. also da konnt ich so rum mit denen nicht reden“ (15,37f).

Neben Vernünftigkeit und Selbstverantwortung als Resultat des Erziehungsstils ihrer Eltern schreibt sich die Erzählerin noch weitere Kompetenzen zu:

und=e diese diese Gesamtschule war schon eigentlich n harter - Brocken so. da kam wirklich auch ehm echt also sind sind so komische Menschen eben jetzt oder oder auch ehm Schüler drauf gewesen die die einfach auch n - also die waren einfach nicht so richtig fit so. oder die hatten einfach auch nicht die diese dieses soziale Umfeld und und hatten ja also weiß ich? Eltern halt irgendwie arbeitslos Alkoholiker also da waren wirklich so ne ganze Latte von gebrochenen Menschen die da irgendwie mit mir in einer Klasse waren - natürlich da auch wieder vereinzelt welche wie ich / I: mh / die dann irgendwie n ganz ganz gutes

Elternhaus hatten und da irgendwie auch eh selbstsicher auch rangegangen sind und dann auch sozial irgendwie kompetent waren dass dass man die irgendwie dass dass dass dass wir natürlich auch oder ich auch auch da meine Freunde gefunden habe / I: mh / ne? und=e und dass dass wir natürlich auch wichtig waren für für den Rest. der letztendlich irgendwie das nie so richtig - eh miterlebt hat / I: mh / wies letztendlich auch aussehen kann oder dass dass es auch n bisschen - schöner sein kann wenn man abends oder wenn man nach der Schule nach Hause geht - ja. (9,11-28)

Mit der Bezeichnung der Gesamtschule als ein „harter Brocken“ stellt sich die Erzählerin eine schwierige Aufgabe; für die Erläuterung des Zusammenhangs muss sie eine Charakterisierung ihrer MitschülerInnen vornehmen. Dabei versucht sie jedoch offensichtlich, nicht auf diskursiv vorhandene Bilder und Klischees von Gesamtschulen zurückgreifen, denen zufolge dort eher sozial und leistungsmäßig schwächere SchülerInnen, ein höheres Gewaltpotential etc. zu erwarten sind. Sie spricht zunächst von „komischen Menschen“ die „nicht so richtig fit“ waren und lässt damit zunächst den Bezug auf gesellschaftliche Kategorien wie soziale Herkunft oder Benachteiligung beiseite. Die verbleibende Diffusität zwingt sie jedoch dazu, dies zu konkretisieren, wozu sie dann doch auf die entsprechende soziologisierende Typologie („soziales Umfeld“, „arbeitslos Alkoholiker“) zurückgreift. Dies tut sie jedoch in einer Weise, die den Eindruck eines Herabsehens aus einer privilegierten Position heraus vermeiden will; sie versucht, einen verstehenden Zugang zum beschriebenen Phänomen zu eröffnen. Dass die MitschülerInnen „komisch“ und „nicht so richtig fit“ waren, wird aus Defiziten heraus erklärt, für die sie nichts können; als „gebrochenen Menschen“ steht ihnen Verständnis zu. Allerdings gerät die Erzählerin damit in ein anderes Klischee hinein und nimmt personalisierte Zuschreibungen vor, die ebenfalls wenig differenziert sind.

In der Positionierung, die sie im Folgenden für sich selbst vornimmt, zeigt sich schließlich doch eine deutliche Distinktion. Ebenso wie die Defizite der „komischen Menschen“ aus dem „sozialen Umfeld“ abgeleitet werden, werden die positiven Eigenschaften derer, die als „welche wie ich“ klassifiziert werden, aus dem „ganz guten Elternhaus“ abgeleitet. Dabei werden die Eigenschaften der „welchen wie ich“ zwar ebenfalls in einer objektivierend-pädagogisierenden Terminologie angeführt („sozial irgendwie kompetent“). Die Relation, in der die sozialen Herkunft und die daraus resultierenden Fähigkeiten der SchülerInnen stehen, ist jedoch durchaus wertend.

Die Erzählerin konstruiert im Folgenden sogar eine klare Trennung zwischen den zwei beschriebenen Gruppen; unter den „welchen wie ich“ Freunde zu finden bedeutet auch, sich in einer homogenen Subgruppe zu bewegen und damit die vorhandenen Unterschiede zu reproduzieren. Parallel dazu beschreibt sie jedoch eine spezifische Form der Beziehung zwischen der privilegierten und der unterprivilegierten Gruppe: Die privile-

gierte eröffnet der unterprivilegierten – einseitig – einen Erfahrungsraum, auf den sie bisher verzichten musste. Es ist der Raum, in dem die Erzählerin zuvor auch die Unterschiede zwischen den beiden Gruppen verankert hat, nämlich der der Familie. Ohne näher darauf eingehen zu können, wie darin das Verhältnis von „welchen wie ich“ und „dem Rest“ genauer konstruiert wird, lässt sich festhalten, dass hier der Familie die Bedeutung einer zentralen Instanz der sozialen Integration und gleichzeitig eines Ortes für den Erwerb sozialer Integrationsfähigkeit zugeschrieben wird.

Familie als ‚der‘ Ort „sozialer Kompetenz“ spielt in den Ausführungen der Erzählerin in verschiedenen Kontexten immer wieder eine Rolle. So beschreibt sie beispielsweise das Verhältnis zu ihrer älteren Halbschwester vor dem Hintergrund der potentiellen Schwierigkeiten, die es darin hätte geben können, als ein „ganz klares Verhältnis ohne Stress“ (11,23f). Wiederum ist es die Familie als ganze, die es schafft, dass die Halbschwester „total akzeptiert integriert“ ist (11,29). Die Familie als ein sozialer Zusammenhang, in dem Probleme gemeinsam gelöst werden und in dem für die Integration der Einzelnen gesorgt ist, wird auch im Zusammenhang mit der Scheidung der Eltern zum Thema:

also wir haben das eigentlich sehr sehr gut gemacht also ich ich weiß noch dass wir uns damals irgendwie alle an einen Tisch gesetzt haben und haben überlegt wie wir das machen. / I: mh / auch um um Julia irgendwie da da trotzdem noch ehm so ne Familie irgendwie zu zu geben also so ohne / I: mh / dass sie jetzt da irgendwie aus aus ihrem gewohnten Leben da irgendwie bricht oder so oder irgendwie passiert oder Julia nicht mehr mit uns Kindern zusammen also mit uns eh Geschwistern zusammen is also - wir haben dann irgendwie entschieden dass halt ehm dass ehm dass es eben besser is wenn wenn wenn wir Kinder auf jeden Fall in dem Haus bleiben mit Julia / I: mh / und=e ich weiß gar nicht ob die dann von vornherein gesagt haben dass eben Marlies hier bleiben soll oder dass die sich entscheiden müssen - aber uns war irgendwie klar dass dass wir jetzt nicht irgendwie anfangen uns aufzuteilen (18,45-19,9)

Die Trennung der Eltern wird hier als ein Problem dargestellt, mit dem die Familie aktiv und vor allem kommunikativ umgehen muss; mit dem Auseinandergehen des Elternpaares ist die Familie nicht einfach zerstört, sondern es gibt noch einen runden ‚Tisch‘, an dem – gemäß der zuvor für die Erziehung der Kinder aufgestellten Maxime – miteinander geredet wird. Die Evaluation, die die Erzählerin dem voranstellt, macht den Ausnahmeharakter einer solchen Konfliktbewältigung deutlich. Sie schreibt ihrer Familie damit Kompetenzen zu, die sie nicht für selbstverständlich hält.

In der beschriebenen Bewältigung des Konflikts geht es darum, den Familienzusammenhang trotz der Trennung der Eltern aufrecht zu erhalten. Darin ist impliziert, dass dem Elternpaar eine konstitutive Bedeutung zukommt. Gleichzeitig wird in der Beteiligung der Kinder am Aushandlungsprozess und an der Bedeutung, die ihnen für das Weiterbestehen der

Familie zugesprochen wird, deutlich, dass sie es letztlich sind, mit denen das Projekt eines Zusammen-Lebens als Familie steht und fällt. Um der jüngsten Tochter „eine Familie irgendwie zu geben“, ist vor allem das Zusammensein mit den Geschwistern nötig, sogar wer der verbleibende Elternteil ist, erscheint dem gegenüber sekundär. Für das System Familie und die Integration der Einzelnen wird hier also nicht nur der Eltern-Kind-Beziehung Bedeutung verliehen, sondern auch der Beziehung der Kinder untereinander. Dabei kommt den älteren Geschwistern auch Verantwortung für die jüngeren zu; Ziel des Projekts, weiter als Familie zusammen zu leben, ist es, der Jüngsten diesen Kontext zu bieten. Aus dem hier formulierten Ansinnen spricht einmal mehr das Konzept, dass die Familie – diesmal weniger im Sinne eines „Elternhauses“ wie oben – der Raum ist, der die soziale Integration der Kinder sichert und Ressourcen zur Entfaltung ihrer Persönlichkeit bereitstellt.

9.2.4.3 Management von ungleichen Voraussetzungen in der Zweierbeziehung

Den Fragen des Zusammen-Lebens geht die Erzählerin nicht nur in Bezug auf ihre Herkunftsfamilie nach, sondern auch in der Geschichte der Beziehung zu ihrem späteren Ehemann. Hier greift sie zunächst immer wieder den Altersunterschied von zwölf Jahren und verbunden damit die Ungleichheit von Ressourcen auf Seiten der beiden PartnerInnen als Thema auf. Aus den entsprechenden Passagen spricht eine hohe Sensibilität für ungleiche Verteilung von Macht und Autorität; die Erzählerin arbeitet sich immer wieder daran ab, die wahrgenommenen Gefälle argumentativ auszugleichen bzw. sich und ihrem Partner ein erfolgreiches Umgehen damit zu attestieren, durch das negative Auswirkungen auf die Beziehung verhindert werden konnten. Schon in Zusammenhang mit dem Beginn der Beziehung ist dies Thema:

muss man ihm auch wirklich nochmal zugute halten dass er sich irgendwie auch mit meiner Familie und auch mit mit meinem Leben also weil ich war ja schon irgendwie also n paar Jahre jünger und hab einfach noch n anders anderes Leben geführt so und hatte nicht / I: mh / diese Unabhängigkeit und man muss ich musste halt dann doch noch gewisse - ehm - ich hatte einfach noch war einfach noch abhängiger / I: mh / ne? ich wurde noch finanziert über meine Eltern ich hatte letztendlich eh mein Abitur noch nicht mal in der Tasche / I: mh / und war noch klar dass ich noch die nächsten Jahre studieren werde und und das hat er aber irgendwie auch auf sich genommen also er hätt sich ja auch letztendlich eine eh in seinem Alter nehmen können mit der er dann irgendwie auf jeden Fall ehm also - ja einfach nicht nicht mit ihr abends sitzen und Biologie lernen oder so / I: mh / und das hat er aber wirklich / mit mir durchgestanden ((schmunzelnd)) / und=e fand das auch irgendwie in Ordnung. weil er das irgendwie auch wusste dass - dass dass wir auch zusammengehören (23,14-31)

Dass das ungleiche Maß an Freiheit, mit dem beide PartnerInnen die Beziehung gestalten können, hier problematisiert wird, weist auf ein unterstelltes Konzept von Partnerschaft hin, in dem der Anspruch auf Gleichheit im weitesten Sinne von großer Bedeutung ist. Die Protagonistin verfügt jedoch über weniger Ressourcen als ihr Partner, die sie in die Beziehungen einbringen kann; sie unterliegt Einschränkungen durch die Abhängigkeit von den Eltern – sie ist Teil der Herkunftsfamilie und ihres Haushalts – und die Einbindung in eine Bildungslaufbahn. Beides thematisiert die Erzählerin in seinen Auswirkungen auf den Partner. Er muss sich, wenn er mit ihr zusammen sein will, auch auf die beiden Systeme Familie und Bildungslaufbahn, in die sie integriert ist, einlassen – „abends sitzen und Biologie lernen“. Dass er das tut, statt sich eine Partnerin zu suchen, die über die gleichen Ressourcen und Freiheiten verfügt wie er, „muss man ihm [...] zugute halten“; es ist also eine Investition in die Beziehung, die er getätigt hat, um das auszugleichen, was der Erzählerin an Ressourcen nicht zur Verfügung stand. Mit der Deutung, dass ihr Partner damit aus freien Stücken Opfer gebracht hat, kann die Erzählerin hier trotz der unterschiedlichen Ausgangspositionen eine Balance in der Beziehung konstruieren. Sie schließt das Entstehen einer Schiefelage oder eines Machtgefälles aus, indem sie den Wert, den sie für ihren Partner hat, durch seine Investitionen in die Beziehung bestätigt sieht. Dass sie dem solche Aufmerksamkeit widmet, verweist auf die Sensibilität des Themas, was im Folgenden an zwei Aspekten noch konkreter wird.

Zum einen schreibt die Erzählerin ihrem Partner einen altersbedingten Vorsprung an Lebenserfahrung zu. Das zeigt sich darin, dass er sie „unheimlich fördert also fordert also manchmal fast so dass ich dann auch irgendwann mal ne Phase hatte [...] wo ich einfach überfordert war weil er einfach eh gewisse Dinge schon viel klarer gesehn hat als ich“ (23,45ff). Trotz der eigenen Überforderung gesteht sie ihm hier – vielleicht im Nachhinein – Autorität zu. Für den Ausgleich des dadurch entstehenden Gefälles, den die Erzählerin als kontinuierliches „Näherkommen“ beschreibt, ist neben ihrem Zugewinn an Lebenserfahrung vor allem ihre finanzielle Unabhängigkeit relevant: „und witzigerweise kommen wir uns immer näher also so jetzt wo ich irgendwie dann auch im Berufsleben bin und und dann meine mein eigenes Geld verdiene und unabhängig bin“ (22,2ff).

Das mit dem „klarer Sehen“ des Partners verbundene „Fördern“ konkretisiert die Erzählerin als ein Vermitteln von Selbstbewusstsein während des Studiums. Auch in diesem quasi pädagogischen Verhältnis spielt die dem Partner zugeschriebene Autorität eine Rolle; er „wusste was ich kann“ (24,9). Insofern ist ein positives Nutzen dieser Autorität möglich, weil sie die Erzählerin in ihrem eigenen Handeln bestärkt.

Im weiteren Verlauf des Interviews wird in Sachen Ressourcenverteilung die ökonomische Seite dominant. Die Bedeutung finanzieller Unabhängigkeit, die in den bereits angeführten Zusammenhängen immer wieder aufschien, diskutiert die Erzählerin ausführlicher im Dialog mit einem Anliegen ihrer Mutter:

auch Marlies und Klaus die die wollten das halt auch [dass Tina studiert, C.T.] und=e haben haben auch immer irgendwie mich da auch unterstützt also obwohl ich halt dann auch verheiratet war wollte Marlies Marlies war das sehr wichtig dass dass ich irgendwie trotzdem auf eigenen Füßen steh / I: mh / dass ich unabhängig bleibe vielleicht hatte das auch was damit zu tun weil bei Marlies es ehm zwar irgendwann war sie auch unabhängig aber sie hat am Anfang schon ehm wurde hat ehm hat Klaus mehr oder weniger sie finanziert / I: mh / weil sie von zu Hause halt dann auch ehm ehm zwar schon immer mal Geld bekommen hat aber s war jetzt nicht so ehm dass es war ja einfach auch nochmal ne andere Zeit und Marlies war das einfach ganz wichtig dass dass wir uns da unabhängig irgendwie für Sachen entschließen und nicht weil wir dann irgendwie - weil weil mein Mann es mir dann irgendwie genehmigt oder nicht oder keine Ahnung also ich ich sollte irgendwie das machen was ich wollte und ehm da da sie auch wusste dass ich studieren will hat sie da irgendwie auch ehm mich unterstützt und=e und es ging dann trotzdem so ganz normal weiter es war halt nicht so dass dass dann irgendwie Andreas jetzt mich finanziert hat sondern ich hab trotzdem mein eigenes Geld irgendwie noch von zu Hause bekommen weil ja wie gesagt das war Marlies irgendwie auch wichtig dass sie dann irgendwie das Studium noch irgendwie finanziert - und und dann ehm ja so hab ich dann trotzdem also trotzdem hat natürlich irgendwie Andreas auch ehm viel viel irgendwie bezahlt is ja auch klar / I: mh / aber da haben wir auch keine Probleme mit also jeder hat irgendwie dann bezahlt dann wenn er das Geld hat / I: mh / und so haben wir da sind wir einfach ganz normal damit umgegangen (26,1-25)

Die finanzielle Unabhängigkeit der Protagonistin wird hier als Projekt ihrer Mutter dargestellt. Die Tatsache, dass ihr Ehemann für sie als nicht erwerbstätige Studentin aufkommen müsste und sie damit von ihm abhängig wäre, wird nicht aus ihrer eigenen Sicht zum Problem. Es ist ihre Mutter, die darin eine Situation wiedererkennt, in der sie selbst einmal war und die sie für ihre Tochter nicht will. Positiv aus der Sicht der Tochter formuliert: „ich sollte irgendwie machen was ich wollte“. Die Erzählerin macht die Gründe ihrer Mutter für die Unterstützung, die sie ihr gibt, sehr überzeugend und detailliert nachvollziehbar. Es wird eine klare Verbindung zwischen dem üblichen Arrangement, dass ein Ehemann für die ökonomische Absicherung der Ehefrau sorgt, und der Einschränkung des Entscheidungsspielraums der Ehefrau hergestellt. Dennoch bezieht die Erzählerin nicht explizit die Position der Mutter. Sie signalisiert Dankbarkeit dafür, positioniert sich jedoch nicht zu den potentiellen Problemen, die die Mutter ihr erspart hat.

Trotzdem räumt die Erzählerin hinsichtlich der Finanzierung des gemeinsamen Lebens ein Ungleichgewicht ein; ihr Partner hat „viel irgendwie bezahlt“. Doch hier verneint die Erzählerin Probleme ganz explizit und konstruiert eine Gegenseitigkeit bzw. die ‚Normalität‘, dass die jeweiligen Ausgaben auf beiden Seiten gerade nicht gegeneinander aufgerechnet werden. Die Regel „jeder [...] bezahlt dann wenn er das Geld hat“ kann in einer egalitären Partnerschaft nur funktionieren, wenn der Partner, der mehr geben kann, dadurch nicht zu mehr berechtigt ist. Hier wird also eine selbstverständliche Solidarität konstruiert, die dennoch auf der sensiblen Balance zwischen Abhängigkeit und Unabhängigkeit beruht.

Die Sensibilität für die Bedrohung ihrer Eigenständigkeit durch eine finanzielle Abhängigkeit steht auch in Zusammenhang mit einer moralischen Verpflichtung denen gegenüber, die die Protagonistin finanziell absichern und ihr trotzdem diese Eigenständigkeit zugestehen. Dass sie nach dem Abschluss ihres Studiums übergangslos ihre erste Stelle antritt, wird unter anderem mit diesem Zusammenhang begründet: „also hab ich dann irgendwie - weiß ich auch nicht hatte so das Gefühl ich muss jetzt ganz schnell irgendwie auf eigenen Beinen stehn und wollte irgendwie auch alle entlasten“ (27,18f).

Den Anspruch „jeder [...] bezahlt dann wenn er das Geld hat“ holt die Erzählerin mit dem Bericht über eine Phase ein, in der sie erwerbstätig ist, ihr Mann jedoch nicht:

dann hat ehm Andreas parallel seinen Laden aufgegeben in der Zeit / I: mh / das war irgendwie so ganz ganz gut weil ich war dann irgendwie sozusagen abgesichert weil ich hatte irgendwie mein Job war angestellt und Andreas der irgendwie zehn Jahre da oder zwölf Jahre selbstständig war - hat dann irgendwie gesagt jetzt=e trennt er sich davon / I: mh / und=e das war so dass dass ehm dass wir dann eigentlich so mit nem ganz guten ehm das war irgendwie ganz gut also ich hab sozusagen angefangen zu arbeiten ich war jetzt nicht mehr im Studium und hab da irgendwie ehm / Geld gekostet ((schmunzelnd)) / so sondern ich hab dann irgendwie so durch durch meinen Job ehm ging das dann irgendwie auch dass dass Andreas dann ehm ja einfach vielleicht dann auch gesagt hat okay jetzt brauchen wir auch diesen Laden nicht unbedingt. also auch wenn wir jetzt irgendwie oder wenn wenn wenn wenn er dann irgendwie erstmal kuckt wo er so hin will ehm / I: mh / dann wir nicht auf der Straße sitzen sondern ein_ einer ist auf jeden Fall der dann der irgendwie auch das Geld verdient. / I: mh / und=e das hat sich dann irgendwie auch ganz gut so ergeben - Andreas hat natürlich dann auch den Laden ganz gut noch verkauft das is jetzt nicht irgendwie ah dass wir auf einmal kein Geld hatten oder so also wir waren immer noch sehr ehm also er war unabhängig ich war unabhängig (28,16-36)

Auch dies ist eine Geschichte des erfolgreichen Umgangs mit einer Situation, in der beide Partner nicht über dieselben Ressourcen verfügen und die Gefahr einer Schiefelage entsteht. Allerdings tastet sich die Erzählerin hier an das Konstrukt, dass sie diejenige ist, die nicht nur selbst abgesi-

chert ist, sondern auch für die Absicherung des Ehepartners sorgt, nur langsam heran. Es ist der Mann, dem sie die Entscheidung, den Laden als bisherige Existenzgrundlage des Paares aufzugeben, in den Mund legt. Er spricht in der Wir-Form und lässt damit einerseits die Erzählerin an dem Laden teilhaben, entscheidet aber für sie mit. Im nächsten Schritt ist er allerdings derjenige, der „erst mal kuckt wo er so hinwill“ und damit auf die Solidarität der Partnerin angewiesen ist. Wie in ihrem eigenen Fall legt die Erzählerin jedoch auch hier Wert darauf, dass die geringeren Ressourcen auch für ihren Partner keine finanzielle Abhängigkeit bedeuten. Wiederum ist, nun unter umgekehrten Vorzeichen, die prinzipielle Unabhängigkeit die Voraussetzung dafür, eine partielle Abhängigkeit zuzulassen.

9.2.4.4 Lebensform als Frage individueller Entscheidungen

In den vorausgehenden Ausführungen wurde bereits an verschiedenen Stellen deutlich, dass Familie für die Erzählerin einen zentralen Stellenwert hat, dabei aber die persönliche und individuelle Gestaltung erfordernden Beziehungen innerhalb der Familie im Vordergrund stehen. Das Zusammen-Leben als Familie ist nicht auf eine bestimmte Lebensform zu reduzieren, in der die Einzelnen bestimmte Positionen und Funktionen einnehmen. Vielmehr sind mit der Wahl alternativer Lebensformen die persönlichen Beziehungen von diesen Positionen und Funktionen ein Stück weit abgelöst und bekommen sozusagen Raum, sich als individuelle Beziehungen zu entfalten.

Von daher ist es konsequent, dass die Erzählerin auch unterschiedlichen Lebensformen in eher reflektierenden Passagen Aufmerksamkeit widmet, sei es in Bezug auf sich selbst oder auf andere. So kritisiert sie ihren Vater dafür, dass er nach der Trennung von ihrer Mutter der bürgerlichen Kleinfamilie als Lebensform verhaftet bleibt:

und=e ja und dann is is also das was was ich eigentlich sagen wollte ist dass ich das irgendwie voll blöd fand dass Klaus dann irgendwie gleich wieder so ne so ne neue Familie gründet / I: mh / anstatt dass er sich jetzt irgendwie - endlich mal irgendwie anders lebt. also was ich auch versteh verstanden hätte weiß ich irgendwo sich ne Wohnung zu nehmen und irgendwie - - so n bisschen - ja ich weiß auch nicht dachte immer er soll sollte meinetwegen seine Freundin haben weil er ja immer ehm Frauen sehr sehr toll fand und das auch bestimmt immer noch findet / I: mh / aber =e ich hätt's irgendwie nett gefunden wenn er - so - weiß ich n Loft und wieder gemalt hätte oder so. also anders einfach so n bisschen raus aus diesem Klischee aber Klaus war ja eigentlich derjenige der immer dieses dies_ dieses Leben so haben wollte das war ja Marlies gar nicht so (20,18-29)

Dieses Statement folgt auf eine Passage, in der die Erzählerin berichtet, wie ihr Vater nach der Trennung von ihrer Mutter „mit seiner neuen

Freundin zusammen gezogen“ (19,35) ist und ein Jahr später ihre Halbschwester geboren wurde. Diese schnelle Gründung einer „neuen Familie“ legt die Erzählerin ihrem Vater hier nicht mit einer Begründung zur Last, die ihre eigene Betroffenheit zum Thema macht. Das Argument ist – im weitesten Sinne – das Wohl des Vaters. Die Erzählerin schildert ihn als jemand, der nicht mehr aus seinem Leben macht, weil er einem „Klischee“ anhängt; er vergibt die Chance, mit sich allein und kreativ zu sein, weil er glaubt, eine Frau und Kinder haben zu müssen. Die Erzählerin konfrontiert hier die Möglichkeit „endlich mal irgendwie anders“ zu leben mit der Familie als „Klischee“, einer sinnentleerten Form um der Form willen. In der Schilderung der Erzählerin scheint dieses „Klischee“ eine gewisse Macht über den Vater zu haben, seine Abhängigkeit davon oder seine Versuche, etwas letztendlich Leerer hinterherzujagen, verstellen ihm seine eigentlichen Potentiale als Künstler (wobei die Skizze des Künstlerlebens im Loft hier auch eher klischeehaft ausfällt).

Familie als Lebensform, so wird hier deutlich, ist für die Erzählerin kein Selbstzweck; die Lebensform ist lediglich eine Art Schablone, die im ungünstigen Fall eine einengende Eigendynamik haben kann. Dennoch wird im weiteren Verlauf des Interviews die „Vision“ (20,38) des Vaters von einem Familienleben ohne eine ausdrückliche Wertung neben die von der Mutter bevorzugte Lebensform gestellt. Dass ihr Vater „irgendwie so ne - ehm heile Familie [wollte] und [...] - aber auch dass dass alles n bisschen ordentlicher is [...] dass man irgendwie - n nettes Sonntagessen hat“ (21,1ff), wird ihm ebenso zugestanden wie der Mutter, dass „se viel lieber in der WG weiter ehm wohnen geblieben“ wäre (20,32f). Die Erzählerin attestiert ihren Eltern sogar, trotz „unterschiedlicher Lebensformen“, die sie bevorzugten (21,9) „irgendwie das dann ganz gut hingekriegt“ (22,5f) zu haben. Es wird hier also keine gültige Norm oder Hierarchie der Lebensformen aufgestellt, sondern die individuell-persönliche Entscheidung in den Vordergrund gerückt.

Wie sie diese für sich selbst getroffen hat, schildert die Erzählerin daher auch ausführlich. Zwar scheint sich das Zusammen-Leben in einer Zweierbeziehung zunächst quasi organisch durch die Möglichkeit zu ergeben, nach einem Jahr des Pendelns bei ihrem Freund in Afeld zu leben: „und als ich dann mit meinem Abi fertig war hab ich dann eben gedacht also jetzt kann ich dann auch zu ihm ziehen / I: mh / und hab dann auch irgendwie ohne drüber nachzudenken - bei ihm gelebt - und das lief auch echt super“ (25,19-23). Doch durch das gewisse Erstaunen über den reibungslosen Verlauf des unüberlegten Unternehmens, das hier mitschwingt, wird schon deutlich, dass dies eigentlich eine sensible Angelegenheit ist, die durchaus einigen Nachdenkens wert ist. Entsprechend ausführlich ist die Argumentation der Erzählerin, als es um den Umzug des Paares nach Gestadt und den möglichen Einzug in das Haus der Mutter geht.

Die Entscheidung gegen diese Möglichkeit wird zunächst mit der Wertschätzung des „Abstands“ (33,44) zur Herkunftsfamilie begründet, den die Erzählerin mit dem Umzug nach Afeld verbindet. Dabei wird die Loslösung von der Familie als solche als wichtiger Schritt dargestellt, der nicht etwa die Konsequenz eines Konflikts ist, sondern sogar eher dadurch erschwert wurde, dass „wir eigentlich alle hier sehr - ehm friedlich auch immer zusammen gelebt haben und hatten halt wirklich eher so weils halt nicht so typische Familie sondern s waren halt irgendwie alles eher Freunde oder so / I: mh / also wie ne WG eigentlich.“ (33,30-35).

Die Entscheidung gegen die Rückkehr zur Familie ist jedoch gerade auch eine Entscheidung gegen die Lebensform WG und für das Zusammen-Leben als Paar. Letzteres bezeichnet die Erzählerin in diesem Zusammenhang nun als das „Leben“, das die beiden gemeinsam „gewählt“ haben (34,4). Als Vorteil dieses Lebens zu zweit führt sie vor allem die Möglichkeit an, zu tun „was wir wollten“ (34,19f) und „keine Rücksicht nehmen“ (34,23) zu müssen. Außerdem hält sie die Aushandlung von Kompromissen zwischen den Vorstellungen ihres Mannes und denen der bestehenden, bereits eingespielten Lebensgemeinschaft im Haus für schwierig und sieht in dem Grad der Privatheit, den beide Seiten benötigen, einen prinzipiellen Unterschied: „also bei Marlies isses so die möchte halt lieber die würde lieber die Türen aufmachen. / I: mh / und ich würd sie halt zumachen.“ (35,37-50).

In dieser Abwägung benennt sie jedoch auch Faktoren, die für den Einzug in das Haus gesprochen hätten. Für den Fall, dass sie „durch Zufall schwanger geworden wäre“ (33,47f), wäre die Wohngemeinschaft eine Option gewesen. Doch die Erzählerin hat nicht nur die Solidarität im Blick, die sie in diesem Fall von der Wohngemeinschaft zu erwarten gehabt hätte. Sie problematisiert auch, dass sie nun, nachdem sich das Paar ein anderes Haus gesucht hat, nicht durch ihre Miete dazu beiträgt, dass ihre Mutter das Haus halten kann.

Möglicherweise spiegeln das ausführliche Argumentieren und sorgfältige Abwägen von Argumenten einen Legitimationsdruck, in dem sich die Erzählerin gegenüber ihrer unkonventionell lebenden Mutter befindet, weil sie selbst – zumindest auf den ersten Blick – das Modell der klassischen Zweisamkeit lebt. Dennoch ist hier vor allem eine Beobachtung wichtig: Die Lebensform wird zu einer Sache der Entscheidung, die, wenn auch nicht als freie Wahl, sondern als an die zur Verfügung stehenden Alternativen gebunden, doch als hochgradig personalisiert und individualisiert dargestellt wird. Dabei fällt ein Unterschied zwischen der Darstellung der Entscheidung der Erzählerin und der Darstellung der Entscheidung ihrer Eltern auf: Der Vater bindet sich an ein „Klischee“, die Mutter hat zunächst bei der Umsetzung der Visionen des Vaters „mitgemacht“ (20,39), um dann aber wieder ihren eigenen zu folgen. Die Erzählerin lebt in gewisser Weise wie der Vater das kleinbürgerliche Modell, aber sie zieht da-

bei ihre individuellen Bedürfnisse und die ihres Partners in Erwägung und kommt damit zu einer Entscheidung.

9.2.4.5 Resümee

Tina Aumann kommt zu Beginn ihres Interviews einem erhöhten Explikations- und Legitimationsbedarf nach, was die Lebensform ihrer Herkunftsfamilie während ihrer Kindheit betrifft. Das Leben in Wohngemeinschaften, die Betreuung im Kinderladen und das berufliche Engagement beider Elternteile präsentiert die Erzählerin als Abweichung vom Normalfall und verwendet große Sorgfalt auf die Erklärung und Darstellung des Zusammen-Lebens. Die Legitimation der von den Eltern getroffenen Arrangements findet dabei in beide Richtungen statt, sowohl gegenüber herkömmlichen Maßstäben als auch gegenüber eher fortschrittlichen Ansprüchen. So wird nicht nur das berufliche Engagement der Mutter und die Betreuung im Kinderladen gerechtfertigt, sondern auch die berufsbedingte Abwesenheit des Vaters im Alltagsleben der Familie. Im gleichen Zug werden bei der Beschreibung des sozialen Gefüges der Herkunftsfamilie generell nicht die Funktionen der Eltern in den Vordergrund gestellt, wie sie innerhalb der Lebensform der herkömmlichen Kleinfamilie definiert sind. Vielmehr betont die Erzählerin die besonderen Qualitäten der persönlichen Beziehungen jenseits solcher institutionell definierten Positionen.

Diese Beziehungsqualität nimmt die Erzählerin immer wieder auf und deutet sie ganz explizit als Ressource für ihre persönliche Entwicklung. Sie sieht in ihrer Erziehung, deren Grundlagen sie auch in theoretisierender Weise präsentiert, die Basis für ihre Fähigkeit, sich auch in anderen Umgebungen „sozial [...] kompetent“ (45,25) und sicher zu bewegen. Die Familie selbst wird, unabhängig von der jeweiligen äußeren Lebensform (als Wohngemeinschaft, Kleinfamilie, nach der Trennung der Eltern), als ein ‚Wir‘ dargestellt, das in der Lage ist, für die soziale Integration aller Mitglieder und auch weiterer Personen zu sorgen.

Wie bei der Herkunftsfamilie löst die Erzählerin auch bei der Darstellung ihrer Zweierbeziehungen die individuelle Beziehung von den in der Lebensform institutionalisierten Funktionen ab. So ist mit der Ehe gerade keine automatische ökonomische Absicherung durch den Partner verbunden, wie es gesetzliche Regelungen oder traditionelle Vorstellungen vorsehen. Vielmehr wird in diesem Zusammenhang die Bedeutung einer finanziellen Unabhängigkeit beider Partner verhandelt. Dies geschieht ganz explizit und nimmt in der Schilderung immer wieder Raum ein; es kommen in der Geschichte keine Selbstverständlichkeiten zum Zuge, obwohl die Erzählerin die Einvernehmlichkeit der Partner hinsichtlich ökonomischer Fragen betont. Die in der Lebensform enthaltenen institutionalisierten Regelungen entfalten in ihrer Darstellung keine Eigendynamik, die durch Abhängigkeiten ein Machtgefälle in der Beziehung schaffen. In der

Schilderung der Paarbeziehung gibt es implizit eine starke Bezugnahme auf den Maßstab der Gleichheit, der in Ausführungen über die Ausbalancierung von unterschiedlichen Ressourcen und die Vermeidung von Ungleichheit immer wieder zum Tragen kommt.

Die Frage der Lebensform selbst wird an mehreren Stellen explizit verhandelt. Die erneute Familiengründung des Vaters wird mit einer Kritik am „Klischee“ Familie (20,28) verknüpft. Diese Kritik wird jedoch nicht mit einer Programmatik verbunden, aus der eine Alternative abzuleiten wäre. Dies gilt auch für die Thematisierung der Lebensformfrage anlässlich des Umzugs der Protagonistin und ihres Mannes nach Gestadt. Die Frage der Lebensform wird angesichts der Möglichkeit, in die Wohngemeinschaft der Mutter einzuziehen, als Frage ganz individueller Bedürfnisse dargestellt und wird damit zu einer sorgfältig abgewogenen Entscheidung zwischen mehreren zur Verfügung stehenden Alternativen.

Tina Aumann bezieht sich auf die unterschiedlichen Formen des Zusammen-Lebens mit ihrer Familie sehr positiv. Dies ist eng mit der teilweisen Ablösung der individuellen, persönlichen Beziehungen in der Familie von den üblicherweise über die Lebensform institutionalisierten Funktionen ihrer einzelnen Mitglieder verknüpft.

Ähnliches lässt sich über die Schilderung der Paarbeziehung zwischen Tina Aumann und ihrem Ehemann sagen. Die Gestaltungsaktivität der Protagonistin bezieht sich damit weniger auf die äußere Lebensform als darauf, wie diese im Zusammen-Leben gefüllt wird.

Dennoch sind in den Schilderungen des Zusammen-Lebens mit dem Ehemann mögliche Eigendynamiken der Lebensform Ehe gegenwärtig, die zu einer Abhängigkeit eines der Partner – dies betrifft sowohl die Erzählerin als auch ihren Mann – führen könnten. Es wird viel Aufmerksamkeit darauf verwendet, ein Gleichgewicht zu halten, dessen prinzipielle Störungsanfälligkeit darin impliziert ist. Der Garant für die Balance ist die wirtschaftliche Eigenständigkeit beider, die vor allem mit einer Berufstätigkeit gegeben ist. Dadurch bekommt auch in Tina Aumanns Biographie der Konstruktionskontext Berufs-Leben ein großes Gewicht für den Kontext Zusammen-Leben.

Die Sensibilität für eine egalitäre Gestaltung der Zweierbeziehung und die Aufmerksamkeit für die Bedeutung wirtschaftlicher Unabhängigkeit als Voraussetzung dafür hat Parallelen in Diskursen der Frauenbewegung. Die wirtschaftliche Absicherung über den Partner gilt wegen der damit verbundenen Abhängigkeit der Frau nicht mehr als das erstrebenswerte Ziel, das es möglicherweise vor nicht allzu langer Zeit einmal war. Dies hat mit der Aufdeckung der Folgen solcher Machtverhältnisse durch die Frauenbewegung zu tun. Die Frage, die sich angesichts solcher Beobachtungen immer wieder stellt, ist die nach dem genauen Zusammenhang zwischen der Problematisierung der Abhängigkeit von Frauen innerhalb der Institution Ehe durch die Frauenbewegung und der Sensibilität einzelner

Frauen dafür. Auch wenn dieser Zusammenhang im Einzelfall kaum zu rekonstruieren ist, so gibt es doch im Fall von Tina Aumann einen interessanten Hinweis: Sie bringt die Problematisierung einer möglichen Abhängigkeit vom Ehemann mit dem Anliegen ihrer Mutter in Verbindung, die aus eigenen Erfahrungen der Abhängigkeit heraus für eine eigenständige finanzielle Absicherung der Tochter während ihres Studiums sorgt. Die Mutter wiederum verbindet ihr Streben um Unabhängigkeit ganz explizit mit der Frauenbewegung; auf die Nachfrage nach ihren Erfahrungen damit antwortet sie ganz explizit: „und Emanzipation hieß einfach=e für uns glaub ich=e mehr Unabhängigkeit von - sozusagen dem Mann“ (41,33f). Die Bedeutung, die finanzielle Eigenständigkeit nun auch für ihre Tochter hat, kann also zumindest zum Teil als Ergebnis eines intergenerationalen Lernprozesses betrachtet werden. Dabei spielen Diskurse der Frauenbewegung die Rolle einer Art Katalysator, der einen Deutungsrahmen für die negativen Erfahrungen der Mutter darstellt und diese damit formulierbar und anschlussfähig macht. Dies ist die Voraussetzung für eine ‚Weitergabe‘ an die Tochter und für die gezielte Suche nach einem alternativen Arrangement, das ihre Unabhängigkeit in der Ehe gewährleistet.

9.2.5 Intergenerationale Wandlungsprozesse in der Familie Aschauer/Arndt/Aumann

Im Blick auf die Entwicklung des Konstruktionskontexts Zusammenleben über drei Generationen der Familie Aschauer/Arndt/Aumann hinweg fällt zunächst die enge Verknüpfung von Lebensform und biographischer Handlungsfähigkeit ins Auge. Bei der Großmutter Gertrud Aschauer sind familiäre Lebensformen stark mit der Figur des „Müssens“ verbunden. Dies betrifft die Übernahme von Verantwortung für andere in der Herkunftsfamilie ebenso wie die harte Arbeit für ein nach dem Modell einer Familie konstruiertes Kollektiv während des Pflichtjahrs. Die eigene Familiengründung ist selbst schon Gegenstand eines „Müssens“ – „dann - musste ich natürlich heiraten“ (12,39f) – und verleiht anderen – dem Ehemann und den Schwiegereltern – institutionalisierte formale oder informelle Macht über die Protagonistin, was schließlich in eine biographische Verlaufskurve führt.

Der Zusammenhang zwischen der Etablierung kleinfamiliärer Strukturen und dem Verlust biographischer Handlungsfähigkeit spielt auch bei Marlies Arndt eine wichtige Rolle. Obwohl sie es sich gerade in Abgrenzung zu ihrer Mutter zum Programm macht, keine Hausfrauenehe zu führen, findet sie sich nach der Geburt ihres ersten Kindes in einer ähnlichen Situation wieder. Aufgrund ihrer explizit formulierten Programmatik gelingt es ihr jedoch, die Situation als „so ne Schiene [...] wo ich todunglücklich bei werde“ (24,2) zu identifizieren und das Verlaufskurvenpotential zu entschärfen. Für die Wiedererlangung eigener biographischer Gestaltungs-

spielräume spielen Kontexte außerhalb des familiären Nahraums die entscheidende Rolle; so ist es etwa der Aufbau eines Kinderladens, der freie Kapazitäten für eine zweite Ausbildung schafft, und nicht etwa eine Umverteilung der Reproduktionsaufgaben innerhalb der Familie z.B. durch eine stärkere Einbeziehung des Ehemannes.

In Tina Aumanns Erzählung kommen derartige Eigendynamiken insbesondere der Lebensform Familie, denen sich sowohl ihre Großmutter als auch ihre Mutter ausgesetzt sahen, kaum vor. Sowohl in Bezug auf die Herkunftsfamilie als auch auf die eigene Ehe steht die Qualität der persönlichen Beziehungen im Vordergrund; die innerhalb der Lebensform institutionell vorgesehenen Funktionen verlieren an Bedeutung. So wird etwa mit der Eheschließung explizit keine ökonomische Absicherung durch den im Gegensatz zur Protagonistin erwerbstätigen Ehemann verbunden, aber auch die Finanzierung durch die Eltern nicht als selbstverständlich dargestellt. Die Lebensform wird zu einem weitgehend äußerlich bleibenden, verhandelbaren Faktor; sie verlangt jedoch gleichzeitig nach einer individuellen Gestaltung, bei der die Gleichheit der Beteiligten gewahrt werden muss und für die Ressourcen notwendig sind.

An dieser Stelle fällt im Generationenvergleich besonders ins Gewicht, dass die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Generationen hier auch die Zugehörigkeit zu verschiedenen Lebensaltern und, damit verbunden, verschiedene Lebenssituationen bedeutet. Tina Aumann hat zum Zeitpunkt des Interviews keine Kinder. Es könnte also eingewendet werden, dass ihre Perspektive auf Lebensform bzw. Familie mit der ihrer Mutter und ihrer Großmutter nicht vergleichbar sind, da ein Leben mit Kindern Notwendigkeiten mit sich bringt, die die Entfaltung bestimmter Eigendynamiken der Lebensform begünstigen können und einen anderen Umgang mit der Lebensformfrage erforderlich machen, wie es etwa das Beispiel von Marlies Arndt zeigt. Es wäre jedoch ein Kurzschluss, einen Wandel im Konstruktionskontext Zusammen-Leben erst dort festmachen zu wollen, wo Veränderungen die ‚Nagelprobe‘ der Familiengründung überdauern. Dies würde einerseits eine unterschwellige Engführung auf die Lebensform Familie bedeuten; zumindest das Zusammen-Leben von Frauen mit eigenen Kindern würde damit einmal mehr als Standardmodell unterstellt. Andere Formen des Zusammen-Lebens, im Fall von Tina Aumann etwa die langjährige Partnerschaft, bekämen damit einen lediglich vorläufigen oder gar defizitären Charakter. Zum anderen ist genau das Abstandnehmen von einem Zusammen-Leben mit Kindern – ob in Form eines gänzlichen Verzichts oder in Form eines zeitlichen Aufschubs – ein wichtiges Charakteristikum von Frauenbiographien aus der Generation von Tina Aumann. Die Form des Zusammen-Lebens, die sie darstellt, ist nicht nur Element eines Moratoriums, einer Phase vor der Familiengründung, die schon auf das hin zu denken wäre, was nach ihr kommt. Zusammen-Leben in unterschiedlichen nicht-familiären Formen ist vielmehr allem Anschein nach

eine Ausprägung des Konstruktionskontexts, die für die betreffende Generation zum gegenwärtigen Zeitpunkt charakteristisch ist.

Es bleibt also festzuhalten, dass die Entfaltung von in der Lebensform Familie angelegten Eigendynamiken und die damit verbundene Einschränkung biographischer Handlungsspielräume in der Familie Aschauer/Arndt/Aumann zur jüngsten Generation hin abnimmt. Allen drei Generationen ist jedoch gemeinsam, dass die Wiedererlangung bzw. Absicherung der eigenen Handlungsfähigkeit gerade auch im Bezug auf das Zusammen-Leben mit dem Konstruktionskontext des Berufs-Lebens verknüpft ist. Bei Gertrud Aschauer ist es die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit, die einen Ausweg aus der Verlaufskurve eröffnet. Die Tätigkeit als Verkäuferin dient zunächst ganz explizit und ausschließlich dazu, sich dem häuslichen Umfeld zu entziehen, bevor es zu einer weitergehenden Identifikation mit der Aufgabe und sogar einer Karriere kommt. Bei ihrer Tochter Marlies Arndt hat die Berufskarriere von vornherein viel stärker den Stellenwert eines eigenen biographischen Projekts, das gleichberechtigt neben dem Wunsch nach Kindern steht. Als das Verlaufskurvenpotential der Lebensform Familie für die Protagonistin sichtbar wird, ist es der Rückgriff auf dieses biographische Projekt, der eine energische Abwendung vom ungewollten Hausfrauendasein initiiert. Der eigene Verdienst ist daraufhin auch die ökonomische Grundlage dafür, im Rahmen des familiären Zusammen-Lebens alternative Arrangements der Kinderbetreuung zu treffen und damit die etablierte Lebensform sozusagen von innen heraus ein Stück weit zu transformieren.

Am stärksten ist die Interdependenz von beruflichem Engagement und Gestaltung des Zusammen-Lebens bei Tina Aumann. In ihrer Erzählung ist das berufliche Engagement an keiner Stelle eine Reaktion auf eine Einengung durch die Dynamiken der Lebensform; vielmehr richtet sich die Gestaltung des Zusammen-Lebens – etwa in Form einer Distanzbeziehung oder eines gemeinsamen Wohnens mit dem Partner – nach den Prioritäten der Ausbildung und beruflichen Entwicklung. Der Beruf und die damit erlangte ökonomische Eigenständigkeit werden sehr deutlich als Garant für Gleichheit in der Beziehung dargestellt.

Am Beispiel Tina Aumanns wird jedoch auch deutlich, dass die eigene Berufskarriere nicht die einzige Ressource ist, die eine Gestaltung des Zusammen-Lebens ermöglicht. Sie geht ausführlich darauf ein, dass ihre Eltern auf Betreiben ihrer Mutter hin auch nach ihrer Eheschließung noch ihr Studium finanzierten, um ihre Unabhängigkeit von ihrem Ehemann zu gewährleisten. Neben den ökonomischen Ressourcen wird hier also intergenerational sozusagen eine Programmatik weitergegeben. Die Erkenntnis der Bedeutung finanzieller Unabhängigkeit ist ein Resultat der schlechten Erfahrungen der Mutter, die diese nun sozusagen in Form einer positiven ‚Botschaft‘ an ihre Tochter weitergeben kann.

Im Fall der Mutter selbst ist die Bezugnahme auf das „Hausfrauendasein“ der Großmutter als Negativfolie eine bedeutungsvolle Ressource. Sie bewirkt nicht nur eine Sensibilisierung für verlaufkurvenhafte Entwicklungen in der eigenen Biographie, sondern bildet auch die Grundlage für die Formulierung einer eigenen Programmatik und eines biographischen Projekts. Für dessen Verwirklichung spielt jedoch auch eine spezifische historische Gelegenheitsstruktur eine wichtige Rolle. Die Studenten- und die Frauenbewegung eröffnen einen ideologischen und sozialen Zusammenhang, in dem Alternativen entwickelt und Infrastrukturen für ein Zusammen-Leben jenseits konventioneller Lebensformen geschaffen werden können.

9.3 Dimensionen des Vergleichs mit den anderen Fallfamilien

Wie für die Familie Aschauer/Arndt/Aumann können auch für die Familien Bechtel/Büttner und Claussen/Cadenberg im Konstruktionskontext Zusammen-Leben spannungsreiche und dynamische Entwicklungen über drei Generationen rekonstruiert werden. Die Darstellung soll sich im Folgenden jedoch auf Aspekte beschränken, die vor dem Hintergrund des an der Familie Aschauer/Arndt/Aumann Herausgearbeiteten bei den Familien Bechtel/Büttner und Claussen/Cadenberg zusätzlich besonders auffallen. Als Dimensionen des Vergleichs zwischen den Familien werden sie aufgegriffen, weil sie aufschlussreiche Perspektiven auf die Frage nach intergenerationalen Wandel in Frauenbiographien versprechen. Die folgenden Darstellungen charakterisieren nicht die Familien Bechtel/Büttner und Claussen/Cadenberg insgesamt, sondern dienen dazu, diese Perspektiven herauszuarbeiten.⁶

9.3.1 Das Spannungsfeld zwischen dem ‚Einholen‘ von Normen und der Kritik an Normen am Beispiel der Familie Bechtel/Büttner

In der Erzählung von Marlies Arndt ist die programmatische Abweichung von der Norm, die sie durch ihre Mutter repräsentiert sieht, ein maßgebliches Moment der Biographiekonstruktion im Kontext von Zusammen-Leben. Auch Tina Aumann nimmt in diesem Kontext immer wieder auf die ‚normalen‘ Standards Bezug. Zwar tut sie das ohne eine Programmatik der Normabweichung, wie dies bei ihrer Mutter der Fall ist. Jedoch werden

6 Mit Sicherheit sind dies auch nicht die einzigen sinnvollen und aufschlussreichen Perspektiven, die in dieser Frage anzulegen wären; es sind jedoch diejenigen, die sich in der Bearbeitung des verwendeten Materials am klarsten herauskristallisiert haben.

Normen in der Regel zitiert, um daran die Vorteile der eigenen davon abweichenden Praxis deutlich zu machen.

Das implizite oder explizite Zitieren von Normen ist eine Form der Bezugnahme auf einen geteilten Sinnhorizont, der es den Erzählerinnen ermöglicht, die Schilderung dessen, was ihnen widerfahren ist oder wie sie gehandelt haben, nachvollziehbar und konsistent zu machen. Dabei kann, wie das Beispiel der Familie Aschauer/Arndt/Aumann zeigt, gerade die kritische Auseinandersetzung mit Normen produktiv für die Biographiekonstruktion sein. Die Bezugnahme auf Normen kann jedoch auch in einer Form stattfinden, in der vor allem das eigene Zurückbleiben hinter den Normen problematisiert wird und bearbeitet werden muss.

Wenn Erzählerinnen sich genötigt sehen, sich auf eine Norm als Sinnhorizont ihrer Geschichte zu beziehen, bringt dies weitere Geschichten hervor und treibt sozusagen die Erzählung voran. Im Fall der Familie Bechtel/Büttner ist das ‚Einholen‘ von Normen eine Figur, die wesentlicher Bestandteil der Biographiekonstruktionen im Kontext von Zusammen-Leben ist. ‚Einholen‘ kann hier zum einen bildlich verstanden werden; es ist der angestrenzte Versuch, Normen, hinter denen man zunächst zurückbleibt, dennoch einzulösen. Zum anderen impliziert das Bild des ‚Einholens‘ die Akzeptanz einer Vorgängigkeit von Normen.

Bevor auf dieses Konstruktionsmuster näher eingegangen werden kann, soll zunächst ein Überblick über die Interviews mit Gunda Bechtel, Marianne Büttner und Tanja Büttner gegeben werden.

9.3.1.1 Thematische Verläufe der Interviews der Familie Bechtel/Büttner

Das Interview mit *Gunda Bechtel* dauerte gute drei Stunden, wovon etwa 80% auf die biographische Haupterzählung entfallen. Frau Bechtel erwies sich als geübte Erzählerin, die über ein breites Repertoire an unterhaltsamen Anekdoten aus ihrem Leben verfügt. Über weite Strecken des Interviews reihen sich daher auch in sich weitgehend geschlossene Episoden mit einem jeweils eigenen Spannungsbogen und häufig witzigen Pointen aneinander.

Frau Bechtel ist 1935 geboren; der Nationalsozialismus spielt in der Schilderung ihrer Kindheit eine große Rolle. Die biographische Erzählung beginnt mit der Verhinderung einer Heirat der Eltern vor der Geburt der Protagonistin durch die nationalsozialistische Bürokratie. Im Folgenden wechseln sich Anekdoten über kindliche Streiche in der Freiheit einer dörflichen Umgebung mit Episoden ab, die die Auswirkungen des Krieges zum Gegenstand haben. Die Nachricht vom Tod des Vaters an der Front ist zugleich der Anknüpfungspunkt für die Etablierung eines wichtigen roten Fadens für den weiteren Verlauf der Erzählung: Derartige schicksalhafte Ereignisse werden ab hier konsequent vor einem religiösen Hinter-

grund interpretiert. Zunächst ist es die Mutter, der attestiert wird, „durch [...] den schweren Weg“ – den Tod des Mannes, einen lebensgefährlichen Unfall und die Verantwortung für drei Kinder in Zeiten materieller Not – „ganz gezielt auch zum Glauben gekommen“ zu sein (3,9).

Unter dem Eindruck der Kriegsfolgen steht auch die Schilderung der Bemühungen der Protagonistin um eine Berufsausbildung. Dem eingeschränkten Zugang zu Schule und Ausbildung setzt die Erzählerin ihre eigene starke Orientierung auf eine berufliche Qualifizierung hin entgegen; sie berichtet vom Besuch einer Abendschule neben der Arbeit in einer Fabrik und ihrer erfolgreichen Bewerbung bei der Bahn.

Mit der Abendschule ist jedoch auch ein anderer thematischer Schwerpunkt verknüpft: Die Protagonistin lernt dort den Vater ihrer älteren Tochter kennen. Die Schwangerschaft stellt sie zugleich als Konsequenz ihres Verstoßes gegen ihre religiös motivierte Ablehnung vorehelicher Sexualität und als Folge einer Erpressung durch den Freund dar. In einer ähnlichen Spannung zwischen moralischer Selbstbeichtigung und Opferperspektive werden auch die anschließende Verleugnung durch den Freund und die üble Nachrede im Dorf geschildert. Diese Spannung wird schließlich in der Freude über die Tochter aufgelöst.

Die Geschichte des unehelichen Kindes wird dann unterbrochen durch eine lange Reihe von Anekdoten aus der eigenen Kindheit und Jugend der Erzählerin. Alle drehen sich um Abenteuer und Streiche, die sie zum Teil zusammen mit einer gleichaltrigen Verwandten erlebt hat, von der die Erzählerin sagt, sie habe sie „ja zu allem verleitet“ (12,21). Die Episoden sind sehr routiniert erzählt und haben zumeist eine amüsante Pointe oder enden mit dem guten Ausgang einer gefährlichen Situation.

Anschließend kommt die Erzählerin auf ihre Tochter und den fehlgeschlagenen Versuch, sich mit dem Vater doch noch auf eine Heirat zu einigen, zu sprechen. Diesmal ist es dieser und insbesondere seine Familie, die aufgrund ihrer Zurückweisung einer mutigen Initiative der Protagonistin und wegen der Ablehnung ihres Kindes moralisch disqualifiziert werden.

Die folgende Geschichte vom Kennenlernen des späteren Ehemanns – sie spielt dreizehn Jahre nach der Geburt der Tochter – weist eine ausgefeilte Dramaturgie auf. Die Erzählerin betont zunächst, es aufgrund der schlechten Erfahrungen dem Willen Gottes überlassen zu haben, ob sie noch einen Partner finden würde, und beschreibt dann in einer aufwändigen Hintergrundkonstruktion den Versuch einer befreundeten Diakonisse, sie mit einem soeben verwitweten Mann zusammenzubringen. Das von der Diakonisse arrangierte Aufeinandertreffen wird ebenfalls in allen Details und mit höchster Dramatik inszeniert, wohingegen der schnelle Entschluss zur Heirat als Ergebnis einer rationalen Aushandlung zwischen den Interessenslagen der beiden Partner dargestellt wird. Bei den folgenden Ge-

schichten von der Hochzeit, vom Umbau des Hauses und der Geburt der zweiten Tochter werden wieder dramatische Pointen gesetzt.

Eine weitere Kette miteinander assoziierter, aber in sich weitgehend geschlossener Episoden dreht sich um die Berufstätigkeit der Erzählerin. Sie beginnt mit der argumentativen Rechtfertigung ihrer durchgängigen Erwerbstätigkeit während der Kindheit ihrer ersten Tochter und nach der Heirat. Zunächst geht es dann um die Schwierigkeit, als Frau eine Zulassung zur Beamtenlaufbahn und Beförderungen zu erreichen. Dies wird jedoch abgelöst durch eine Reihe von Anekdoten über die Schulungen für die Beamtenlaufbahn und von Erlebnissen zu Beginn des Schalterdienstes.

Nach Abschluss dieser Erzählkette geht die Erzählerin erneut zu einem anderen Thema über. Sie greift das Verhältnis zu ihren Schwiegereltern auf, deren Versorgung explizit Teil der Abmachungen bei ihrer Heirat war. Die Erzählerin präsentiert sich als sehr souverän im Umgang mit ihnen und ihren Eigenheiten, vor allem mit dem Ringen des hochbetagten Schwiegervaters um den Erhalt seiner Selbständigkeit. Die Logik der Geschichte ist jedoch, obwohl der „Opa“ der Held der einzelnen Episoden ist, die seines zunehmenden Abhängigwerdens von der Protagonistin.

Die Erzählerin schließt ihre Geschichte mit dem Ende ihrer Berufstätigkeit ab; nach dem plötzlichen Tod ihrer Mutter und einer darauf folgenden eigenen Erkrankung geht sie in den vorzeitigen Ruhestand, über den sie sich sehr positiv äußert.

Auf die Bitte hin, ihr eigenes Leben mit dem ihrer Mutter zu vergleichen, konstruiert die Erzählerin vor allem eine Kontinuität unter dem Aspekt, den eigenen Lebensweg als „Führung“ (61,15) Gottes zu interpretieren. Die Frage nach einem Vergleich mit ihrer Tochter nimmt sie zum Anlass für die Formulierung einer kulturpessimistischen Vision; sie sieht die Menschheit angesichts zunehmender Unmoral und der Überforderung durch die Geschwindigkeit der Modernisierung auf eine Katastrophe zugehen, der die jüngeren Generationen zum Opfer fallen werden.

Ihrer Einschätzung der Frauenbewegung stellt die Erzählerin als Maxime voran: „as Schönste was für a Frau is is wirklich Kinder kriegen Kinder erziehn ja? / I: mh / eine gute Atmosphäre in der Familie schaffen - dem Mann es - schön machen / I: mh / des zu dem wäre eigentlich die Frau da.“ (71,10-15). Auf der Basis religiöser Argumente spricht sie sich für eine Unterordnung der Frau unter den Mann und gegen Abtreibung und Homosexualität aus.

Marianne Büttner, geboren 1956, sprach etwa 90 Minuten über ihre Biographie. Die Haupterzählung erstreckt sich über die Hälfte der Zeit. Frau Büttners Auskünfte wirken sehr überlegt; immer wieder gibt es Passagen, in denen sie aus einer aktuellen Perspektive reflexiv und kommentierend Bezug auf ihre Erfahrungen nimmt.

Wie bei ihrer Mutter steht auch bei Marianne Büttner die Unehelichkeit ihrer Geburt am Anfang des Interviews im Vordergrund. Die Erzählerin betont jedoch, dass ihr das „im Grunde genommen – egal“ (1,24) gewesen sei, und stellt das Zusammen-Leben mit berufstätiger Mutter, Großmutter und Onkeln als vollwertigen Ersatz für eine bürgerliche Kleinfamilie dar. Die spätere Heirat der Mutter, bei der die Protagonistin bereits 13 Jahre alt ist, und vor allem den damit verbundenen Umzug in eine nahegelegene Kleinstadt mit seinen Folgen, wie Verlust des bisherigen sozialen Umfelds und Schulproblemen, schildert die Erzählerin dagegen als krisenhaft. Dies mündet jedoch in die Aussage, „dass i also ganz bewusst damals eh Christ geworden bin – [...] und des hat mir dann auch Kraft gegeben“ (4,38ff). Vor allem die Integration in die Gemeinde und eine Jugendgruppe benennt die Erzählerin als für sie stabilisierend.

Die Jugendgruppe ist es auch, in der sie ihren späteren Ehemann kennen lernt, den sie bereits mit 18 Jahren heiratet. Auf den Beginn der Ehe und die Geburt ihrer Tochter und ihres Sohnes geht die Erzählerin zunächst jedoch nicht detaillierter ein. Sie berichtet stattdessen von mehreren Jobs und dem Wunsch, nicht in den erlernten Beruf der Apothekenhelferin (der zuvor nur kurz erwähnt wurde) zurückzugehen, sondern entsprechend ihren Neigungen „was Kreatives“ (4,20) zu machen. Zunächst kehrt sie jedoch wieder zum Thema Familie zurück und erzählt von der Geburt ihrer jüngsten Tochter im Alter von 30 Jahren, von gesundheitlichen Problemen ihres Mannes und seiner damit verbundenen vorübergehenden Arbeitslosigkeit. Der glückliche Ausgang der als bedrohlich geschilderten Situation wird vor einem religiösen Hintergrund gedeutet.

Schließlich wendet sich die Erzählerin ausführlich ihrer beruflichen Neuorientierung zu. Sie schildert verschiedene Anläufe mit Jobs in Bäckereien und einem Blumenladen. Stets ist dabei die Vereinbarkeit mit hausfraulichen Pflichten ein Problem, das immer wieder den Ausschlag gibt, eine Stelle aufzugeben. Dennoch konstruiert die Erzählerin eine Kontinuität hinsichtlich ihres Wunsches, etwas „mit Blumen [zu] machen“ (10,16). Diese wird zunächst unterbrochen durch die Krankheitsgeschichte der Schwiegermutter und die Befürchtung, sie bald pflegen zu müssen. Die Erzählung endet jedoch mit der Formulierung eines biographischen Projekts, das wieder an den Berufswunsch anschließt: Die Erzählerin hat sich zum Ziel gesetzt, die formale Qualifikation als gelernte Floristin zu erlangen.

Auf Nachfrage gibt sie Auskunft über ihre erste Ausbildung, die nicht ihren Wünschen entsprach. Sie sieht die Gründe für die Nichtrealisierbarkeit ihrer damaligen Berufsziele in der prekären Situation auf dem Ausbildungsmarkt und reflektiert kritisch die Folgen ihrer frühen Heirat für ihre Berufsbiographie.

Im Vergleich mit ihrer Mutter hebt die Erzählerin deren durch den Krieg beeinträchtigte Kindheit hervor, verweist aber auch auf die Anekdo-

ten über Streiche und Abenteuer. Sie zeigt ihre Bewunderung für den Elan der Mutter, mit dem sie es zur Beamtin gebracht hat und die Familie zusammenhält. Im Blick auf das Leben ihrer Tochter hebt die Erzählerin die größere Bandbreite an Chancen und die „intakte[n] Familienverhältnisse“ (19,44f) hervor, von denen die Tochter profitieren konnte. Die Nachfrage zur Frauenbewegung beantwortet die Erzählerin unter Bezugnahme auf das religiöse Modell einer Schöpfungsordnung, die für Frauen und Männer unterschiedliche, aber gleichwertige Funktionen vorsieht. Als Verdienst der Frauenbewegung sieht sie entsprechend die „Aufwertung“ (24,28) der Frauen. Sie spricht sich jedoch gegen Abtreibung und Scheidung aus, weil sie in der Familie zentrale Werte verankert sieht.

Das Interview mit *Tanja Büttner* zeichnet sich dadurch aus, dass die Erzählerin zunächst einen wenig detaillierten Überblick über ihre Biographie gibt, der sich vor allem an den institutionellen Ablaufschemata der Schul- und Studienlaufbahn orientiert. Nur ein Fünftel des ca. eineinhalbstündigen Interviews entfallen auf diesen Teil. Auf Nachfragen zu einzelnen markanten Punkten ihrer Schilderung kommt sie später jedoch stärker ins Erzählen.

In Tanja Büttners (geb. 1976) Darstellung ihrer Kindheit steht weniger die Familie als die Schule im Vordergrund. Die Erzählerin charakterisiert sich als eine gute Schülerin, die sich vor allem immer „um die Schwächeren gekümmert“ (2,48) hat und in der Klasse „beliebt“ (3,18) war. Umso tragischer ist es für sie, dass sie durch eine Neuzusammensetzung ihrer Klasse in der gymnasialen Mittelstufe diese Position verliert und von anderen „fertig gemacht“ (3,42) wird.

Die Entscheidung für ein Journalistik-Studium stellt die Erzählerin als Verknüpfung günstiger Umstände dar. Mit dem sehr provinziellen Studienort zeigt sie sich unzufrieden, evaluiert jedoch das Studium selbst vor allem aufgrund der Zielstrebigkeit, mit der sie es „durchgezogen“ (5,38) hat, als positiv. Es mündet unmittelbar in ein Volontariat; hier steht jedoch der Umzug in eine Großstadt und in die erste eigene Wohnung im Vordergrund.

Erst auf Nachfrage geht die Erzählerin näher auf ihre Familie ein. Sie beschreibt ihren Vater als sehr liebevoll, aber auch „eifersüchtig“ (6,42); dies wird darin konkretisiert, dass die erste Teenagerliebe, die die Erzählerin sehr amüsiert schildert, vor den Eltern geheim gehalten werden muss. Mit ähnlichem Engagement zeichnet die Erzählerin die ständigen Verhandlungen um die Erlaubnis, abends länger wegzubleiben, nach. Als ein durchweg positives Element ihrer Beziehung besonders zum Vater markiert sie die Vermittlung eines „lebendigen Glaubens“ (11,20).

Ebenfalls sehr detailliert sind die Ausführungen der Erzählerin auf die Nachfrage nach der Entwicklung ihres Freundeskreises. Sie schildert nega-

tive und positive Beispiele der Entwicklung von Freundschaften und erklärt, worauf sie dabei Wert legt.

Auf die Bitte nach einem Vergleich zwischen ihrem eigenen Leben und dem ihrer Mutter hin grenzt sich die Erzählerin von deren „klassischer Frauenrolle“ (21,21f), ihrer Zuständigkeit für den Haushalt und ihren Moralvorstellungen ab; dennoch betont sie, die generelle Wertschätzung von Ehe und Familie, wie ihre Eltern sie vertreten, zu teilen. Der Frauenbewegung gegenüber zeigt sie sich ambivalent; einerseits wirft sie ihr Überzogenheit und Männerfeindlichkeit vor, andererseits sieht sie angesichts der anhaltenden Benachteiligung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt ihre Notwendigkeit gegeben. Daran schließt sich eine ausführliche Erzählung über eigene Erfahrungen mit einem Praktikum in einer männerdominierten Sportredaktion an. Die Ambivalenz wird schließlich überführt in das Programm, der eigenen Sensibilität für Ungerechtigkeit zu vertrauen und sich im konkreten Fall individuell zu wehren.

9.3.1.2 Gunda Bechtel: Nachträgliche Einlösung der Norm der vollständigen Familie

Bei Gunda Bechtel lässt sich die Figur des ‚Einholens‘ einer Norm bereits am Beginn ihres Interviews nachzeichnen. Sie setzt sich dort mit dem Umstand auseinander, dass ihre Eltern zum Zeitpunkt ihrer Geburt noch nicht verheiratet waren:

mei Mutti war - damals noch nicht verheiratet weil mein Papa - zu jung war - des durft mer damals net des war ja in der - Hitlerzeit / I: ach / musst er erscht Arbeitsdienst machen und alles mögliche / I: mh / durfte nicht obwohl - die Genehmigung von die Eltern und eh eh da gewesen wären aber durften net (1,10-17).

Den möglichen Makel einer unehelichen Geburt relativiert die Erzählerin hier, indem sie ihren Eltern Heiratsabsichten attestiert. Mit der „Hitlerzeit“ stand diesen nicht nur ein administratives Hindernis im Wege; die Eltern werden quasi zu Leidtragenden der Machenschaften eines totalitären Regimes. Der Verweis auf die „Genehmigung“ der Verbindung durch die Herkunftsfamilien gibt der Darstellung einen stark legitimatorischen Charakter. Die Thematisierung der unehelichen Geburt und der argumentatorische Aufwand, der hier betrieben wird, um die Eltern von einer Verantwortung dafür freizusprechen, weisen darauf hin, dass die Institution Ehe für die Erzählerin einen wichtigen Maßstab darstellt.

Während im Fall der Eltern mögliche moralische Vorwürfe wegen der vorehelichen sexuellen Beziehung, die zur Schwangerschaft führte, zugunsten der formellen Frage der Eheschließung aus dem Blickfeld geraten, bringt die Erzählerin für ihr eigenes Verhalten die Norm der sexuellen Enthaltbarkeit bis zur Ehe in Anschlag. Zwar stellt sie den Verstoß gegen ihren religiös begründeten „Vorsatz also - vor Heirat - gibts nix mitm

Mann“ (7,32) als Folge einer Erpressung durch ihren Freund dar: „er hat mich halt sehr bedrängt [...] und das nächste Mal hat er mich fast nimmer angeschaut und ja wenn du so s_ so spröde bist“ (7,37-40). Dann bezieht sie sich jedoch selbst der Verantwortung für die Situation, in der sie sich später – schwanger und vom Freund verleumdet und im Stich gelassen – befindet:

obwohl ich hab - ich hab gewusst ich hab - das nicht richtig gemacht das war meine Schuld also / I: mh / ich hätte eben nicht mit ihm schlafen dürfen naja aber - war dann schon zu spät aber dann - ich hab mich auf jeden Fall auf das Kind dann gefreut (8,52-56)

Mit dieser offensiven Selbstbeichtigung demonstriert die Erzählerin moralische Integrität. Gerade angesichts der inhaltlichen Spannung zum vorher geschilderten Verhalten des Freundes wirkt die Anklage des eigenen Fehlverhaltens wie ein Nachweis einer moralischen Überlegenheit, die dem Eingeständnis eines Fehlers zugrunde liegt. Auch die Freude auf das Kind bedeutet eine Heilung der Situation im Sinne moralischer Integrität.

Die weitere Erzählung nimmt eine Wendung, in der die Erzählerin einen moralischen Standpunkt gegen die normative Verurteilung von Unehelichkeit einnimmt. Sie berichtet von einem überraschenden Besuch beim Vater ihrer Tochter, mit dem sie zwischenzeitlich doch verlobt ist. In dessen Reaktion wird der Verstoß gegen die Norm, dass Kinder nur in der Ehe geboren werden sollen, in stigmatisierender Weise gegen die Protagonistin gerichtet:

der war ja natürlich aus allen Wolken ja wie kannst du sowas machen einfach da her fahren - etz hat da kein Mensch was gewusst. - bloß die Eltern. - wahrscheinlich. - net die Geschwister es durft ja keiner was rauskriegen dass da ein uneheliches Kind da ist. (25,16-18)

Das Verhalten der Familie disqualifiziert die Erzählerin im Folgenden als Doppelmoral, die nur nach außen hin an Normen orientiert ist; sie selbst ist zwar das Opfer dieser Doppelmoral, aber zugleich die moralische Siegerin. Die Disqualifizierung des Verlobten erfolgt unter Bezugnahme auf eine bestimmte normative Vorstellung von Familie:

aber das war so deprimierend hab ich gesagt nee. / I: mh / unter den Umständen wenn du nicht so viel Manns genug bist dass du weißt zu wem du gehörs oder nicht gehörs / I: mh / er hätte ja nicht da oben [in Norddeutschland, C.T.] bleiben brauchen / I: mh / er hätt ja auch da unten was suchen können oder was ne? naja und dann ist das endgültig auseinander gegangen / I: mh / ja und dann hab ich gesagt naja also - dann lieber - ich hab ja mei Mutti gehabt mei Mutti / I: mh / ich bin weiter in die Arbeit gegangen mei Mutti hat das - Kind aufgezogen soweit und - in der Zeit wo ich eben nicht da war ne? ich war in Estadt - beschäftigt bei der Bahn - naja - und dann - sie hat zwar immer gebetet lieber Heiland

schenk uns einen Papi - aber der nicht raucht und nicht trinkt und der mich lieb hat. hats immer gesagt / I: ((schmunzelt)) / in ihrem Abendgebetle. - und ich hab auch gesagt lieber Gott wennst willst dass ich - doch noch irgendwie einen Ehepartner / I: mh / also gesucht hab ich mir keinen mehr ich hab / I: mh / irgendwie die Nase richtig voll gehabt das war wirklich meine erste Liebe und war so enttäuscht (25,28-51)

Obwohl die Erzählerin hier ihre Absage an das Projekt einer Zusammenführung ihrer Familie formuliert, bleibt ihre Argumentation stark auf normative Vorstellungen in Verbindung mit dieser Lebensform ausgerichtet. So bezieht sich die Disqualifizierung des Verlobten als „nicht so viel Manns genug“ auf ein Modell, demzufolge ein Mann erwachsen ist, sobald er eine eigene Familie gegründet hat und von der Herkunftsfamilie unabhängig ist. Die neu gegründete Familie ist dabei eine naturwüchsige Einheit von Vater, Mutter und Kind, zu der der Einzelne ganz eindeutig „gehört“. Das kann auch bedeuten, sich von der Herkunftsfamilie zu distanzieren.

Die Möglichkeit, statt mit dem Vater ihres Kindes mit ihrer Mutter zusammenzuleben, präsentiert die Erzählerin zwar als wichtige Ressource. Es wird jedoch ebenso deutlich, dass es sich dabei um eine Ersatzlösung handelt. Die Protagonistin vertritt sozusagen die Position des Familienernährers, während ihre Mutter sie bei der Kinderbetreuung ersetzt. Wiederum bildet die Norm, dass die leibliche Mutter für die Erziehung des Kindes zuständig ist, den Maßstab; nicht umsonst betont die Erzählerin, dass die Großmutter „soweit und - in der Zeit wo ich eben nicht da war“ an ihre Stelle getreten sei, sie also nicht die Hauptverantwortung für das Kind aus der Hand gegeben habe.

Vor allem aber bleibt die Vision einer vollständigen Kleinfamilie, wie sie der Tochter in den Mund gelegt wird, der Horizont der gesamten Konstruktion. Die Qualitäten des in dem „Abendgebetle“ skizzierten Wunschvaters sind auf das Funktionieren einer ‚heilen‘ Familie gerichtet. Hinter der Bitte um einen Vater „der nicht raucht und nicht trinkt“ steht das – allerdings nicht unbedingt kindliche – Wissen darum, dass ein Vater durchaus eine Belastung für eine Familie sein kann. Nicht zu rauchen und zu trinken mag in dem Milieu, in dem die Erzählerin sich bewegt, darüber hinaus auch der Ausweis für ‚Tugendhaftigkeit‘ und Fähigkeit zur Selbstkontrolle sein, die einen ‚guten‘ Familienvater ausmacht. Erst an dritter Stelle wird in der Formulierung „der mich lieb hat“ ein Eignungskriterium genannt, das dem modernisierten Modell einer Familie entsprechen könnte, in der persönliche Beziehungen in den Vordergrund treten. Allerdings ist die Liebe der Eltern zu ihren Kindern ein Motiv, das auch im traditionellen Familienmodell seinen Platz hat.

Das Gebet, mit dem sich die Erzählerin selbst zitiert, bringt schließlich trotz der anfangs formulierten Absage den Wunsch nach einem Partner zum Ausdruck. Wenn dieser Wunsch auch zögerlich formuliert ist, so sind

darin doch ganz bestimmte normative Voreinstellungen impliziert. Es ist ausdrücklich die Rede von einem „Ehepartner“; es geht also nicht nur um irgendeine Form der Liebesbeziehung, sondern um eine bestimmte Form des Zusammen-Lebens (auch wenn hier der Fokus nicht die Vollständigkeit der Familie, sondern die Beziehung zweier erwachsener Menschen ist). Die Ehe wird darüber hinaus, so sie zustande kommt, als etwas ‚Gottgewolltes‘ dargestellt. Gerade damit, dass sie selbst nicht die Initiative ergreift und die Entscheidung über das Zustandekommen einer Ehe an eine höhere Instanz delegiert, sichert die Erzählerin eine solche Entscheidung als göttliche Fügung ab. Die Begründung für das Abstandnehmen von einer eigenen Initiative lässt dieses allerdings gleichzeitig als eine Art Trotzreaktion auf einen normativen Imperativ lesen, der das Eingehen einer Ehe zur Zielvorgabe macht.

Mit der Delegation der Entscheidung über die Lebensform an den „lieben Gott“ legt die Erzählerin bereits eine Spur zur Geschichte ihrer späteren Eheschließung. Den Beginn dieser Geschichte schildert sie jedoch gar nicht aus ihrer eigenen Perspektive:

und dann - mein Mann der war ja die erste Frau ist dem mit - sechsundvierzig Jahren gestorben / I: mh / und dann war ein Sohn da mit - mit achtzehn Jahren - nein achtzehn war er wie die Mutter gestorben ist. - der war zwanzig / I: mh / und - die alten Schwiegereltern warn da und die haben halt immer du musst wieder eine Frau haben du ich kann dich nicht versorgen - bin auch schon alt und / I: mh / und dann - hab ich meinen Mann kennen gelernt. (25,52-26,3)

Auch wenn der Mann, um den es hier geht, in dieser Geschichte nicht handelt, ist die Problemlage, die konstruiert wird, vor allem seine. Seine Frau „ist dem [...] gestorben“, nicht ihr trauriges Schicksal, sondern sein Verlust steht im Vordergrund. Gleichzeitig stehen der Sohn und die „alten Schwiegereltern“ eigenartig beziehungslos neben dem Mann, sie „warn da“. Interessant ist hier, dass die Eltern des Mannes – denn von diesen ist hier die Rede, wie später aus dem Kontext hervorgeht – als „Schwiegereltern“ bezeichnet werden, also aus der Perspektive der (verstorbenen oder späteren?) Ehefrau. Wo diese fehlt, so scheint es, besteht keine Verbindung mehr zwischen den einzelnen Teilen des familiären Gefüges.

Das Agieren der Schwiegermutter, die hier zitiert wird, zielt auf die Wiederherstellung eines solchen Gefüges; in dessen Zentrum wird allerdings wieder der Mann gestellt. In der Formulierung „du musst wieder eine Frau haben du ich kann dich nicht versorgen“ wird prägnant ein bestimmtes Verständnis der Institution Ehe auf den Punkt gebracht, das hier als Maßstab angelegt wird. Es beinhaltet eine Definition der Frau als Funktionsträgerin; das soziale Gefüge der Familie kann nur funktionieren, wenn der Mann eine Frau hat, die ihn versorgt. Gleichzeitig ist die Möglichkeit, dass der Mann sich selbst versorgen könnte, hier überhaupt kein Thema; dass der Mann, um den es hier geht, selbst nicht als Handelnder in

Erscheinung tritt, hat hier seine Parallele. Sogar das Anliegen, seine Versorgung durch eine Frau sicherzustellen ist nicht seines, sondern das einer anderen Frau.

Die Analyse und Lösung des Problems werden hier als zwingend und alternativlos dargestellt; die Erzählerin kommentiert oder hinterfragt sie nicht, sondern benutzt sie als selbstverständlichen Hintergrund für ihr eigenes Ins-Spiel-Kommen. Dieses wird jedoch zunächst über aufwändige Hintergrundkonstruktionen inszeniert. Eine befreundete Diakonisse tritt auf den Plan, die ihr eine Heirat vorschlägt. In der Vorstellung des geeigneten Kandidaten durch die Diakonisse wiederholt sich das Argumentationsschema der Schwiegermutter; sie führt ihn damit ein, „dass der Herr Bechtel ja Witwer ist. / I: mh / und der bräuchte eine Frau.“ (27,18f).

Das arrangierte Kennenlernen schildert die Erzählerin in einer detailreichen, sicher schon oft erzählten und witzigen Episode, in der wiederum die Perspektive ihres späteren Mannes im Vordergrund steht. Die Erzählerin karikiert sowohl dessen ungelenkes Verhalten als auch die Raffinesse des eingeschalteten Vermittlers. Die Komik kommt vor allem dadurch zustande, dass die Absicht, hier eine Ehe zu stiften, ganz offen ausgesprochen wird. Doch dies ist zugleich auch die Grundlage für eine tatsächliche rasche Entscheidung. Diese macht die Erzählerin auf ihrer Seite an ihrer spontanen Sympathie und der Interpretation der Geschehnisse als göttliche Fügung fest. Zum anderen gibt sie jedoch auch eine Art Verhandlung über die Bedingungen wieder, unter denen beide die Ehe eingehen wollen. Der Mann stellt klar, dass er so schnell wie möglich eine Versorgerin für sich und seine Eltern braucht und dass die Protagonistin ihr Haus aufgeben und zu ihm ziehen müsste, was er wiederum eigentlich nicht von ihr verlangen will; die Protagonistin wünscht sich gegen die Bedenken des Mannes ein gemeinsames Kind.

Was diese Geschichte für ‚moderne‘ Ohren so ungewöhnlich macht, ist, dass sie auf die gängigen romantischen Motive wie etwa das Verliebtsein verzichtet. Die innere Konsistenz wird durch den Bezug auf die Norm der Ehe mit traditioneller geschlechtsspezifischer Aufgabenverteilung als anzustrebende Lebensform hergestellt. Die Geschichte bezieht ihre innere Sinnhaftigkeit vor allem daraus, dass sie angesichts des Vorausgegangenen als eine Geschichte des endlich geglückten Einholens dieser Norm gelesen wird. Die Erzählerin kommt durch ungewöhnliche Umstände an das bislang verfehlt Ziel, eine verheiratete Frau zu sein und mit ihrem Ehemann ein Kind zu bekommen, also in einer vollständigen Familie leben zu können. Eine Bedeutsamkeit des ungewöhnlichen Zustandekommens dieser Familie wird dabei sehr offensiv in den Hintergrund verwiesen; so zitiert die Erzählerin den erwachsenen Sohn ihre Mannes mit den Worten „ich sag doch nicht Gunda das ist doch meine Mutti“ (32,30) und sich selbst im Gespräch mit ihrer Schwiegermutter: „Omi bei uns gibts kein Stief“ (32,45).

Dass der Weg zur vollständigen Familie eine relativ nüchtern-geschäftlich klingende Vereinbarung war, stört hier nicht mehr. Paradoerweise gibt gerade diese unromantische, aber witzige Geschichte der Stiftung der Ehe, die zudem den Zug des ‚Gottgewollten‘ aufweist, angesichts des glücklichen Ausgangs dem Ganzen doch einen geradezu romantischen Zug.

9.3.1.3 Marianne Büttner: Heilung von Normverletzungen und ‚göttliche‘ Legitimation der Lebensform Familie

Auch bei Marianne Büttner steht am Anfang des Interviews die Orientierung an der Norm der Ehe als Voraussetzung für die Zeugung von Kindern im Hintergrund der biographischen Konstruktion. Wie bei Gunda Bechtel provoziert die Erwähnung der eigenen unehelichen Geburt genauere Ausführungen über deren Gründe, ist also produktiv für die Erzählung. Die Normverletzung wird nicht ohne weiteres stehen gelassen; dass sie in dieser Form aufgegriffen wird, verweist auf die Bedeutung der Norm.

Marianne Büttner geht in ihrer Erzählung damit allerdings anders um als Gunda Bechtel, die ja auf eine lediglich verhinderte und zeitlich verzögerte Heirat ihrer Eltern verweisen kann. Im vorliegenden Fall wird zunächst die Bedeutung der Normverletzung eingegrenzt:

und mei Mutti die hat mich damals unehelich ghabt / I: mh / und des war damals schon - ja - auf m Dorf a bissele - Gesprächsthema oder. wir ham da an sich nie so richtig drüber - gredet weil des war mir an sich - im Grunde genommen - egal. / I: mh / weil ich hab a sehr schöne Kindheit ghabt - mei Mutti hat immer gsagt ich bin a Sonntagskind - also gewollt (1,20-27)

Die Unehelichkeit ist in der Konstruktion der Erzählerin nur in der Außenwahrnehmung durch andere relevant; als die Wahrnehmung „auf m Dorf“ wird sie gleichzeitig unter den Verdacht konservativer Voreingenommenheit gestellt und damit relativiert. Analog zur öffentlichen Präsenz als „Gesprächsthema“ wird die Nichtthematisierung in der Familie als Beleg für die Bedeutungslosigkeit aus der Innenperspektive der Erzählerin und ihrer Familie angeführt. Indem „nie so richtig drüber - gredet“ wird, wird sozusagen kein Problem daraus gemacht. Trotzdem arbeitet sich die Erzählerin hier an prominenter Stelle an dem Thema ab. Um die Normverletzung zu heilen, führt sie gewichtige Argumente an. Die Motive „schöne Kindheit“ und „Sonntagskind“ sind Topoi, die nicht weiter ausgeführt werden müssen, aber von Gewicht sind. Die Selbstbeschreibung als von der Mutter „gewollt“ klingt angesichts des Problems der Unehelichkeit, um das es hier geht, paradox. Es macht jedoch nochmals klar, dass die Erzählerin hier äußere Maßstäbe zurückweist und die Innenwahrnehmung in den Vordergrund stellt.

Ihre zweite Strategie, mit der Normverletzung argumentatorisch umzugehen und sie zu heilen erweist sich letztendlich als eine Reproduktion bzw. als ein Versuch des Einholens der Norm:

und - also mei Mutti musst dann natürlich arbeiten gehn [...] und eh aufgezogen - wie mer so schön sagt hat mich eigentlich - die Mutter von meiner Mutti / I: mh / also mei Oma. und die war an sich mehr dann mei Ansprechpartner und mein Fixpunkt wie mei Mutti / I: mh / weil die ja net so oft da war. mei Oma - die hat mich als die hat sich also sehr um mich gekümmert. und dann hab ich aa no zwei Onkeln - also die Brüder von meiner Mutti - die warn ja da aa no jünger mei Mutti war die älteste / I: mh / und die warn dann für mich so a Stücke Vaterersatz. also es waren Männer auch in meinem Leben da wo i sag also ich bin net nur unter Frauen aufgewachsen. / I: mh / ich muss sagen ich hab an sich an Vater nie vermisst. (1,30-48)

Die Berufstätigkeit der Mutter wird hier als eine Konsequenz der „Unehe-lichkeit“, des Ausfalls eines Familienernährers dargestellt. Wenn auch insofern „natürlich“, ist sie doch ein weiterer Aspekt der Normabweichung. Die Stellvertretung durch die Großmutter wird hier dennoch nicht als eine Notlösung präsentiert. Der Großmutter wird mit der Formulierung, sie habe sich „sehr um mich gekümmert“ geradezu eine Übererfüllung der Norm attestiert. Für die Onkel gilt das zwar nicht, sind nur „a Stücke Vaterersatz“, doch mit ihnen wird der Nachbau des Familienmodells komplettiert.

Mit Begriffen wie „Ansprechpartner“ und „Fixpunkt“ und der Betonung der Anwesenheit von Männern wird auf pädagogisierende Diskurse Bezug genommen, die definieren, was Kinder zum Aufwachsen brauchen. Zu den Standards, die von dort aus umschrieben werden und die in den Formulierungen der Erzählerin anklingen, gehört die ‚feste Bezugsperson‘. In der Schilderung der Großmutter durch die Erzählerin stehen dementsprechend das Moment der Stabilität und die Funktion der ‚Bezugsperson‘ für das Kind mehr im Vordergrund als etwa die persönliche Qualität der Beziehung (anders als das etwa bei Tina Aumann der Fall ist). Ein weiterer aus pädagogisierenden Diskursen entlehnter Standard dürfte der eines gemischtgeschlechtlichen, nicht homogen weiblichen Umfelds sein. Er könnte abgeleitet sein von der ‚natürlichen‘ Zusammensetzung einer Familie mit einem Vater, der den Kindern gegenüber zugleich Männlichkeit als solche repräsentiert. Im Vergleich dazu könnte das Aufwachsen „nur unter Frauen“ als für die kindliche Entwicklung in irgendeiner Weise problematisch markiert sein. Doch auch dieses mögliche Defizit weist die Erzählerin zurück. Mit der Aussage, sie habe „an Vater nie vermisst“, bescheinigt sie ihrem Umfeld, den bestmöglichen Ersatz für eine vollständige, ‚normale‘ Familie geboten zu haben. Dennoch kann das Umfeld, das sie erlebt hat, in der Beschreibung nicht einfach für sich stehen; es wird entlang der Standards der bürgerlichen Kleinfamilie konstruiert und bleibt damit in ei-

ner Weise auf die Norm verwiesen, die, sozusagen im Krisenfall, besonders augenscheinlich reproduziert wird.

In auffälligem Kontrast zur Schilderung der Herkunftsfamilie steht die der eigenen Familiengründung. Hier werden keinerlei Komplikationen erwähnt: „Naja und dann - ja 75 hammer geheiratet im August und im Dezember 76 is dann scho unser erste Tochter geboren.“ (5,30f). Die Geschehnisse können so kurz und ohne weitere Erläuterung genannt werden, weil sie unter ‚normale‘, nachvollziehbare Standards einzuordnen sind. Die Heirat hat kaum eine Vorgeschichte, sie erscheint als die logische Konsequenz der Beziehung, ebenso wie von der Geburt des Kindes als logische Konsequenz der Heirat in einer geradezu beiläufigen Art und Weise berichtet wird. Allerdings geht die Erzählerin an einer anderen Stelle des Interviews, im Zusammenhang mit der Geburt ihres dritten Kindes zehn Jahre später, ein zweites Mal in anderer, stark reflektierender Form auf dieses Ereignis ein:

und also ich muss sagen ich hab die Jüngste viel mehr genossen. / I: ja? / wie die Erste. ja - für die Erste war i einfach zu jung. da war des so ja Kinder gehörn dazu - mein Mann is sechs Jahr älter - und der hat immer gsagt ich möcht jetzt eben eigentlich möcht i jetzt Kinder haben und is doch schön und naja und ich - hab gsagt naja freilich warum net mh kriegen mer halt Kinder ne? und - ja und habens immer gesagt wenn mer jung Kinder hat dann - is man aa is mer aa no jung wenn die Kinder dann amal groß sind und so und des stimmt ja aa - aber - bei - der dritten dann da war i halt dann dreißig. und i mein da war i aa no net alt aber - / I: mh / ich konnt se viel mehr genießen weil i einfach reifer war. / I: mh / mit zwanzig hat mer - die Reife noch net. ich wenn mir des jetzt vorstell. mit zwanzig. - mit knapp einundzwanzig sag ich jetzt mal die is eine Woche vor meinem vor mir is se geboren. / I: mh / aber mit einundzwanzig a - schon a Kind haben also - da ham mer uns scho was getraut. / I: mh / des war scho. - - also wenn i mer etz vorstell mei Tochter wär mit einundzwanzig kommen mit am Kind denk i mer all meine is arg eben. (6,46-7,11)

Die Erzählerin distanziert sich hier vor dem Hintergrund ihrer späteren Erfahrung von den Normen, die für ihre frühe Mutterschaft leitend waren. Dabei macht sie deutlich, dass diese Normen zum einen zeitgebunden waren – „da war des so“ – und zum anderen von außen an sie herangetragen wurden. Es ist ihr Mann, dessen Kinderwunsch mit dem normativen Argument „Kinder gehörn dazu“ in Verbindung gebracht wird. Die Argumentation für eine junge Mutterschaft wird als allgemein geteilte Meinung zitiert. Die Erzählerin zeichnet ihr Tun als eine Reaktion darauf und verortet die Motive dafür in erster Linie außerhalb ihrer selbst. Wie schon in der Auseinandersetzung mit der ‚Unehelichkeit‘ wird das Hinterfragen einer Norm damit eingeleitet, dass die Norm als hauptsächlich aus der Außenperspektive relevant dargestellt wird.

Wiederum hält die Erzählerin ihre eigene (Innen-)Perspektive sozusagen dagegen und führt dazu diesmal andere normative Konstrukte ein: das „Genießens“ und das der nötigen „Reife“. Beide, besonders das des „Genießens“, würden zu den Argumenten, die für die frühe Mutterschaft angeführt wurden, nicht passen; sie sind ebenso zeitgebunden. Was die Erzählerin hier als Ergebnis ihrer Erfahrung präsentiert, ist auch das Ergebnis eines Wandels von Normen. Dass eine Mutter nicht nur emotionalen Gewinn aus dem Da-Sein für die Kinder ziehen, sondern darüber hinaus Genuss empfinden können soll, ist eine modernisierte Vorstellung des Mutter-Kind-Verhältnisses. Was die „Reife“ anbelangt, macht die Erzählerin selbst deutlich, wie sich hier zwischen ihrer Generation und der ihrer Tochter die Maßstäbe verschoben haben. Was für sie als Norm galt, wäre für ihre Tochter eine Normabweichung. Allerdings stellt sich die Erzählerin hier selbst ganz engagiert auf den Standpunkt der modernisierten Norm. Sie beurteilt sogar ihr damals normgerechtes Verhalten aus der Perspektive der aktuell gültigen Norm und kritisiert es als riskant („da ham mer uns scho was getraut“). Es ist also sehr deutlich, dass die Erzählerin einen Wandel von Normen mitvollzieht, der zwar die früheren Normen außer Kraft setzt, aber nicht Normen an sich angesichts ihrer Wandelbarkeit relativiert.

Der Institution Familie als solche und der traditionellen Verteilung der Rollen zwischen Mann und Frau dagegen gibt die Erzählerin eine starke legitimatorische Basis, die in einer deutlichen Kontinuität zu den Motiven ihrer Mutter Gunda Bechtel steht. Dies wird implizit in einer Episode deutlich, in der es um die wirtschaftliche Absicherung nach dem Arbeitsplatzverlust ihres Ehemannes geht:

und dann hat er ne Stelle kriegt als Hausmeister - und der ich weiß net ich glaub des warn an die siebzehn oder zwanzig Bewerber ich weiß es nimmer. und er hat die Stelle kriegt. und des war für uns so a - mir ham natürlich feste dafür gebetet und - des war uns dann scho also - mir sehn des scho so dass Gott uns dann des geben hat. / I: mh / weil - jetzt stehns amal da ne? als Familienvater mit drei Kinder und - / I: mh / und hat kein Verdienst ne? (8,13-22)

Mit dem Beginn der Passage skizziert die Erzählerin zunächst die Dimensionen des Glücksfalls, von dem hier erzählt wird. Die Zahl der Bewerber verleiht der Szene ihre Dramatik. Der Mann ist jedoch keineswegs der Protagonist; er tut sich nicht besonders hervor oder setzt sich unter den Bewerbern durch, es ist überhaupt nicht von einer Aktivität seinerseits die Rede. Trotzdem ist es kein Zufall, dass er die „Stelle kriegt“. Die eigentliche Protagonistin der Geschichte ist zunächst die Familie als Kollektiv. An dem gemeinsamen Gebet wird deutlich gemacht, dass es um das Wohl der Familie als ganze geht, das mit dem Erwerb des Ernährers steht und fällt. Die Dramatik der Situation – „stehns amal da ne? als Familienvater mit drei Kinder“ – speist sich aus der Selbstverständlichkeit, dass der Vater

hauptverantwortlich für den Unterhalt der Familie sorgen muss und die anderen Familienmitglieder von ihm abhängig sind. Deshalb steht der Vater im Zentrum der Problemformulierung. Indem die glückliche Wendung als Reaktion Gottes auf das Gebet gedeutet wird, erhält die Konstruktion des Vaters als Familienernährer und damit auch die Lebensform der bürgerlichen Kleinfamilie eine starke Legitimation.

Die intensive Betonung der Familie als ‚gottgewollte‘ Form des Zusammen-Lebens bettet die Erzählerin in eher argumentativen Passagen des Nachfrageteils in das Konzept einer Schöpfungsordnung ein, die eine klare Geschlechterdifferenz vorsieht: Männer und Frauen sind für unterschiedliche Lebensbereiche zuständig, und entsprechend unterscheiden sich ihre biographischen Spielräume. Darüber bekommt die biographische Konstruktion gerade im Kontext des Zusammen-Lebens eine große innere Konsistenz. Wie an anderer Stelle noch zu zeigen sein wird, macht dies jedoch konsistente Konstruktionen im Kontext des Berufs-Lebens sehr mühsam und führt zu einer bezeichnenden Spannung, deren Bearbeitung ein zentrales Problem der biographischen Arbeit insgesamt ist (vgl. dazu 10.3.2.2).

9.3.1.4 Tanja Büttner: Äußere Normen und innere Maßstäbe

Tanja Büttner geht in ihrem Interview zunächst nicht auf die Form des Zusammen-Lebens in ihrer Herkunftsfamilie ein. Ganz selbstverständlich nimmt sie auf Eltern und Geschwister Bezug, nichts scheint einer genaueren Explikation zu bedürfen. Sie kann offensichtlich das ‚normale‘ Modell einer Kleinfamilie mit einem Elternpaar und Kindern als Basis für ein Verständnis dessen, was erzählt wird, voraussetzen.

Allerdings wird in einem ganz bestimmten Bereich des Zusammen-Lebens von Eltern und Kindern die Orientierung an Normen bzw. die Abweichung vom ‚Normalen‘ problematisiert. Die Erzählerin beklagt sich über die Strenge ihrer Eltern während ihrer Jugend. Das Verhältnis zwischen den Eltern als Autorität und Instanz der Disziplinierung einerseits und der Tochter, die sich Freiräume schaffen will, andererseits wird als eines dargestellt, das durch die Orientierung der beiden Seiten an unterschiedlichen Normen problematisch wird. So belegt die Erzählerin die Strenge ihrer Eltern, indem sie als Maßstab das ‚normale‘ Ausmaß an Freiheiten anderer Jugendlicher heranzieht: „es war aber auch wirklich so also objektiv im Vergleich auch zu den andern - auch aus der Klasse oder so hab ich immer weniger gedurft“ (9,7f). Hier wird als Norm sozusagen der durchschnittliche Wert einer repräsentativen Gruppe aufgestellt. Die Eltern zitiert sie dagegen mit dem Grundsatz „die andern sind kein Maßstab“ (9,22f). Die Norm, die sie aufstellen, hat also eine andere Legitimation als die, von einer Mehrheit akzeptiert zu sein.

In dem Konflikt geht es damit nicht nur um die Konkurrenz unterschiedlicher Normen, sondern auch um deren Begründung. Mit der Zurückweisung von mehrheitlich geteilten Normalitätsvorstellungen als Basis einer Norm machen die Eltern hier eine ähnliche Innen-Außen-Dichotomie auf, wie sie auch am Anfang des Interviews mit Marianne Büttner vorkommt. Die eigenen normativen Vorstellungen stehen dabei nicht nur in einer Opposition zum ‚Außen‘; auch ihre Legitimation wird insofern nach innen verlagert, als die Normen sozusagen in sich selbst bestehen bzw. im Prinzip der erzieherischen Strenge an sich oder in der Autorität der Eltern begründet sind. Die Erzählerin betont für diesen Bereich – im Unterschied zu anderen Stellen, wo sie beispielsweise die Herzlichkeit ihres Vaters schildert – bei der Beschreibung ihrer Familie sehr stark diese Eigengesetzlichkeit, der die Eltern folgen.

In einem anderen Zusammenhang jedoch rekonstruiert die Erzählerin Aushandlungsprozesse rund um die normative Orientierung ihrer Mutter, in denen die Norm selbst und deren Relativierung zum Thema gemacht werden. Auf die Bitte der Interviewerin hin, die eigene Biographie mit der der Mutter zu vergleichen, zeichnet die Erzählerin das Leben der Mutter als von normativen Vorgaben geleitet nach. Sie zitiert die Mutter selbst mit der Einschätzung, „das war alles so - naja so so klar irgendwie oder so naja jetzt irgendwie jetzt heirat mer und dann krieg mer Kinder [...] und es war damals ja auch voll klar dass sie dann da daheim bleibt natürlich also das stand ja außer Frage“ (21,14-18).

Ähnlich verhält es sich mit der Auffassung der Erzählerin, dass ihre Mutter „sich schon voll noch so in der in der klassischen Frauenrolle auch drin sieht irgendwie“ (21,20-22). Die Erzählerin attestiert der Mutter allerdings eine reflexive Distanz, aus der heraus sie mittlerweile die Angemessenheit dieses Modells hinterfragt. Hier wird eine Veränderung festgestellt, vor allem die erneute Berufstätigkeit der Mutter, die die Erzählerin an ihrer eigenen Einflussnahme auf die Mutter festmacht und damit auf den intergenerationalen Austausch zurückführt (vgl. dazu 11.3.1).

Obwohl damit der Wandel in den Vordergrund gerückt und die Verhandbarkeit von Normen betont wird, macht die Erzählerin die von den Eltern vertretenen „Wertvorstellungen“ hinsichtlich der Lebensformfrage auch positiv zum Anknüpfungspunkt für eigene Orientierungen:

also ich glaub schon - wie gesagt dass es ziemlich anders is [T.B.s eigenes Leben im Vergleich zu dem der Mutter, C.T.] - obwohl obwohl ich dann halt auch so in Sachen Familie oder so hätt ich glaub ich dann schon ähnliche Wertvorstellungen wie sie. / I: mh / oder halt auch wenn ich jetzt heiraten würd oder so dann - wollt ich schon des Gefühl haben das - bleibt auch für immer oder so oder dass ich überhaupt heiraten will vielleicht das / I: mh / is ja auch schon sowas. - also. wenn ich jetzt des Gefühl hätte - dass dass des bei meinen Eltern auch nur so ne Pseudosache is / I: mh / oder so oder keine Ahnung oder - dann - hätt ich ja auch sagen können nee so mach ichs nicht oder so. (24,11-22)

Wenn die Erzählerin hier trotz der zuvor formulierten Kritik an der normativen Orientierung der Eltern eine Kontinuität über die Generationen hinweg konstruieren kann, so gelingt ihr das, indem sie eine Verschiebung vollzieht: Sie hebt nicht auf die Normen ab, um deren Relativierbarkeit sich die geschilderten Konflikte mit den Eltern drehen, sondern auf „Wertvorstellungen“. Damit postuliert die Erzählerin etwas, das hinter den Normen steht und worin sie sich mit den Eltern einig ist; gleichzeitig verschiebt sie den Fokus von der Frage der äußeren Form des Zusammenlebens („heiraten“) hin zur Frage der Beziehungsqualität. Das „Gefühl“ eines „für immer“ ist ein Topos für die besondere Intensität, Harmonie und Tragfähigkeit einer Liebesbeziehung. Weshalb jedoch die Ehe als Lebensgemeinschaft auf Dauer einen Wert darstellt, wird nicht näher begründet; es ist Gegenstand eines Wollens, das vor allem mit einem „Gefühl“ zu tun hat. Die Authentizität von Gefühlen sichert die Stimmigkeit der Werte. Der Wunsch nach dem „Gefühl [...] das bleibt auch für immer“ ist es, der die Dauerhaftigkeit der Ehe sinnvoll macht.

Ebenso ist das „Gefühl“, dass die Ehe der Eltern keine „Pseudosache“ ist, das Argument für die Sinnhaftigkeit der Ehe überhaupt. Die Erzählerin begegnet damit dem Umstand, dass Normen wie die Ehe generell unter Verdacht geraten sind, eine „Pseudosache“ zu sein. Mit dem Beispiel der Eltern tritt sie sozusagen den Gegenbeweis an. Weiter arbeitet sich die Erzählerin jedoch nicht an der Frage ab, sondern verlagert die Legitimation für das Festhalten an Normen in ihre subjektive Perspektive hinein. Es wird begründet mit einem eigenen Wollen, der Authentizität eigener Gefühle und positiven Erfahrungen. Mit dem Verweis darauf, dass sie die Lebensform der Eltern auch ablehnen könnte, macht sich die Erzählerin selbst zur entscheidenden Instanz. Die „Wertvorstellungen“, von denen sie spricht, verpflichten sie nicht aus sich heraus zu etwas, sondern sie ist es, die sich aufgrund ihrer Erfahrung dazu geneigt sieht, die „Wertvorstellungen“ zu übernehmen.

Die Erzählerin macht damit eine ähnliche Innen-Außen-Dichotomie auf wie ihre Eltern in der von ihr dargestellten Auseinandersetzung um die Ausgeherlaubnis. Die Eltern führen gegen den äußeren Maßstab einer von der Mehrheit geteilten Normalität die Gültigkeit ihres eigenen Maßstabs aus sich selbst heraus ins Feld. Die Erzählerin nimmt ebenfalls eine Infragestellung einer Norm von außen wahr und hält aus einer Innenperspektive dagegen. Allerdings ist ihr Argument ein anderes als das der Gültigkeit der Norm aus sich heraus: Es ist ihre eigene ‚innere‘ Wahrnehmung, die dafür spricht, eine „Wertvorstellung“ zu teilen.

9.3.1.5 Intergenerationale Wandlungsprozesse in der Familie Bechtel/Büttner

In den Interviews der Familie Bechtel/Büttner wird im Kontext des ‚Zusammen-Lebens‘ sehr deutlich auf Normen Bezug genommen, wo diese verletzt werden; wo sie unproblematisch eingehalten werden, bleiben sie unausgesprochen im Hintergrund. Die Geschichten, die unter Bezugnahme auf verletzte Normen entwickelt werden, weisen vor allem bei Gunda Bechtel und Marianne Büttner den Zug eines Zurückbleibens hinter und Einholens von Normen mit anderen Mitteln auf. So problematisiert Gunda Bechtel zunächst die Unehelichkeit ihrer Tochter und konstruiert ein alternatives Arrangement des Zusammen-Lebens, behält aber als Horizont die klassische Kleinfamilie bei. Am Ende steht mit der späten Heirat eine Einlösung dieses Modells, die zunächst sehr schematisch an den geschlechtsspezifisch zugewiesenen Funktionen innerhalb der neu gegründeten Familie orientiert ist. Ebenso misst Marianne Büttner die Realität an der Norm, wenn sie ihre Kindheit ohne Vater zum Thema macht. Sie holt die Norm der vollständigen Familie aber dennoch ein, indem sie den am alternativen Arrangement beteiligten Verwandten geradezu eine Übererfüllung ihrer der Kleinfamilie entsprechenden Funktionen attestiert. In Bezug auf ihre eigene Familie wird die normative Orientierung ebenfalls dort explizit, wo sich eine Krise abzeichnet, nämlich als der Ehemann seine Funktion als Familienernährer nicht mehr ausfüllen kann. Dass die traditionelle Ordnung wiederhergestellt werden kann, schreibt die Erzählerin einem göttlichen Eingreifen zu, ebenso wie schon ihre Mutter das mit ihrer nachgeholten Familiengründung tut. Die Norm der bürgerlichen Kleinfamilie wird damit zu einer gottgewollten Ordnung und erhält eine nicht hinterfragbare Legitimation.

Dennoch ist weder bei Gunda Bechtel noch bei Marianne Büttner das Verhältnis zu Normen ungebrochen. Insbesondere dort, wo die Norm der Ehelichkeit von Kindern von außen gegen die Protagonistinnen ins Feld geführt wird, erfolgt die Heilung der Normabweichung auf andere Art. Der Stigmatisierung durch das dörfliche Umfeld und die Familie des Vaters ihres Kindes begegnet Gunda Bechtel mit dem Nachweis einer eigenen, über die bloße Normorientierung hinausgehenden moralischen Integrität bzw. der moralischen Disqualifizierung der Gegenseite. Marianne Büttner macht gegen die Außenperspektive des dörflichen Umfelds die eigene Innenperspektive stark.

Diese Etablierung einer Innenperspektive als maßgeblich für die Beurteilung der Gültigkeit einer Norm ist zugleich die Voraussetzung dafür, einzelne Normen generell einer Außenperspektive zuzuweisen und damit ihre Gültigkeit zu relativieren. Dies tut Marianne Büttner mit der Norm der frühen Mutterschaft. Sie sieht sie im Nachhinein von anderen – dem Ehe-

mann, der Allgemeinheit – an sich herangetragen und hinterfragt sie aus dem zeitlichen Abstand heraus kritisch.

An dieser Unterscheidung von Außen- und Innenperspektive hinsichtlich der Normenfrage arbeitet sich nun Tanja Büttner ab. Sie führt in der Auseinandersetzung mit den Eltern die Notwendigkeit einer Begründung von Normen ein. Ihren Vorschlag einer Orientierung an dem im sozialen Umfeld Üblichen lehnen diese mit einer Radikalisierung der Relevanz der Innenperspektive ab: „die anderen sind kein Maßstab“ (9,22f).

Obwohl Tanja Büttner in der Auseinandersetzung mit dem Leben ihrer Mutter mit der Zeitgebundenheit und Relativierbarkeit von Normen argumentiert, konstruiert sie für sich selbst hinsichtlich der Lebensformfrage auch eine Kontinuität mit den „Wertvorstellungen“ (24,13) ihrer Eltern. Diese Wortwahl verweist auf ein flexibleres Konzept als das der zuvor kritisierten starren Normen und stellt statt der Frage äußerer Formen die der Qualität einer Liebesbeziehung in den Vordergrund. Jedoch folgt sie in ihren Ausführungen dazu derselben Logik, mit der schon ihre Mutter die Frage nach der Relevanz einer Norm in die Innenperspektive verlagert und die auch in dem zitierten Statement „die anderen sind kein Maßstab“ (9,22f) steckt. Die Begründung für die Gültigkeit einer Norm wird an eine individuelle Entscheidung gekoppelt.

Dies hat eine prinzipielle Relativierbarkeit von Normen zur Folge. Bei Tanja Büttner spielt das Argument einer göttlichen Ordnung, das in den Schilderungen ihrer Mutter und ihrer Großmutter im Hintergrund steht, keine explizite Rolle mehr, obwohl auch sie großen Wert auf ihren „Glauben“ (11,20) legt. Darüber hinaus besteht der Anspruch, Normen an der empirischen Realität zu messen, wie die Erzählerin es am Beispiel der Ehe ihrer Eltern tut. Ansonsten könnte die Verlagerung der Entscheidung über die Richtigkeit einer Norm in das Individuum hinein auch bedeuten, dass die Zustimmung zur Norm noch weniger zur Disposition gestellt werden kann. Lebensentscheidungen eines sich als selbstbestimmt begreifenden Individuums sind nicht in der Weise hinterfragbar wie Entscheidungen, die ‚nur‘ mit der Entsprechung zu einer äußeren Norm begründet werden.

9.3.1.6 Bezug zur Frauenbewegung

Die biographischen Konstruktionen im Kontext von Zusammen-Leben erscheinen bei Gunda Bechtel und Marianne Büttner fast gänzlich unbeeindruckt von einer Vervielfältigung der Lebensform-Optionen, für die auch die Frauenbewegung eingetreten ist. Traditionelle Normen haben hier offensichtlich durch das eigene Zurückbleiben dahinter und das angestrebte Einholen erst recht an Bedeutung gewonnen. Angesichts der eigenen Abweichung wird keineswegs die Auflösung von Normen positiv aufgenommen, sondern ihre Einlösung bekommt einen noch größeren Stellenwert. Das Festhalten an Ehe und Familie über drei Generationen hinweg hat zu-

dem mit dem religiösen Hintergrund zu tun, der eine starke Traditionslinie innerhalb der Familie darstellt. Vor diesem Hintergrund weisen vor allem Gunda Bechtel und Marianne Büttner auch ganz explizit die Kritik der Frauenbewegung an den überkommenen Lebensformen und die aktuellen Entwicklungen zurück. Dies steht im Kontrast zu Konstruktionen im Kontext des Berufs-Lebens. Dort ist nicht nur in allen drei Generationen eine um einiges weiter gehende Modernisierung festzustellen. Zugleich werden dort in reflektierenden Passagen Deutungskonzepte verwendet, wie sie in der Frauenbewegung entwickelt wurden – allerdings nicht unbedingt unter Bezugnahme auf die Frauenbewegung (vgl. 10.3.2; 11.2.1).

Die Relativierung von Normen, die Marianne und Tanja Büttner vornehmen, und vor allem die Strategien der Normbegründung, die Tanja Büttner entwickelt, reflektieren, dass Normen unter Druck geraten sind – was sicherlich unter anderem auch als eine Folge der Frauenbewegung interpretiert werden kann. Der Umgang der Erzählerinnen mit diesem Druck ist ambivalent. Auf den ersten Blick scheint dabei eine Anlehnung an Diskurse, wie sie auch in der Frauenbewegung zu finden sind, eine Rolle zu spielen. Etwa Marianne Büttners Zitat des Anspruchs, Mutterschaft mit Genuss zu verbinden, oder das Prinzip der Selbstbestimmung, das Tanja Büttner ihrer Zustimmung zur Norm der Ehe zugrundelegt, sind Motive, die auch im Kontext der Frauenbewegung anschlussfähig wären. Das Aufgreifen solcher Motive stellt in der Familie Bechtel/Büttner möglicherweise eine weit größere Innovation gegenüber der jeweils älteren Generation dar, als das in insgesamt weniger traditionell geprägten Milieus der Fall wäre; gerade die Unterschiede zwischen Tanja Büttner und ihrer Mutter und Großmutter sind dadurch gravierend. Dennoch ist die Logik, mit der solche Motive aufgegriffen werden, letztendlich eine, die der Aufrechterhaltung der Normen dient. Das Genießen der Mutterschaft wird als Argument für die Lebensform der Kleinfamilie mit einer stereotypen geschlechtsspezifischen Rollenverteilung benutzt. Die Verlagerung der Entscheidung über die Richtigkeit einer Norm in das Individuum hinein und die Betonung der Selbstbestimmung als Grundlage für die Entscheidung kann ebenso zur Distanzierung von einer Norm wie als starkes Argument für ihre Aufrechterhaltung dienen.

9.3.2 Das Spannungsfeld zwischen Verantwortung für sich und Verantwortung für andere am Beispiel der Familie Claussen/Cadenberg

Wie sich bereits am Beispiel der Familie Aschauer/Arndt/Aumann zeigte, implizieren offenbar bestimmte Formen des Zusammen-Lebens für die Protagonistinnen die Übernahme von Verantwortung für andere, vor allem für Familienmitglieder. Von Verantwortung soll hier die Rede sein, weil dieser Begriff die persönliche Identifikation und Involviertheit der Erzäh-

lerinnen besser trifft als etwa die vielzitierte Formulierung einer fraglosen ‚Zuständigkeit‘ von Frauen für Beziehungs- und Reproduktionsarbeit. Weiterhin umfasst der Begriff der Verantwortung neben dem Aspekt der Verpflichtung auch den einer Ausweitung des eigenen Einflussbereichs. Am Beispiel von Gertrud Aschauer wurde deutlich, dass die Übernahme von Verantwortung für andere in Abhängigkeit von der Lebensform sowohl mit einer Erweiterung der eigenen Handlungsspielräume und einem Zuwachs an Souveränität verbunden sein kann als auch mit deren Verlust und sogar mit der Aufsichtung eines Verlaufskurvenpotentials (vgl. 9.2.2).

Im Folgenden soll am Fall der Familie Claussen/Cadenberg genauer expliziert werden, wie biographischen Konstruktionen im Kontext von Zusammen-Leben unter Bezugnahme auf das Konzept Verantwortung Konsistenz verliehen wird. Das Beispiel kann Aufschluss darüber geben, wie die Selbstverständlichkeit zustande kommt, mit der Frauen Reproduktionsarbeit übernehmen, und wodurch diese Selbstverständlichkeit erschüttert werden kann. Dabei wird sich v.a. zeigen, dass neben der Verantwortung für andere auch eine Verantwortung für sich selbst thematisiert werden kann und beides zueinander in ein Spannungsverhältnis tritt. Zur Verdeutlichung des biographischen Gesamtkontexts sollen jedoch zunächst die thematischen Verläufe der Interviews dargestellt werden.

9.3.2.1 Thematischer Überblick über die Interviews der Familie Claussen/Cadenberg

Das Interview mit *Grete Claussen* (Jg. 1919) dauerte gute zweieinhalb Stunden. Es zeichnet sich dadurch aus, dass die Erzählerin einzelne Themen häufig eher assoziativ miteinander verbindet, als chronologisch an ihrem Lebenslauf entlangzugehen. Fluchtpunkt der Gesamtkonstruktion ist dabei immer wieder die aktuelle Situation der Erzählerin. Sie scheint stark unter dem Eindruck des Todes ihres Mannes vor wenigen Jahren zu stehen, den sie zuvor 19 Jahre lang gepflegt hat.

Die biographische Haupterzählung umfasst nur knapp ein Drittel des Interviews. Nach der Erzählaufforderung macht die Erzählerin schon mit ihrer Nachfrage „und von wo an dass ich hier hin gekommen bin oder“ (1,30) deutlich, dass für sie das moderne Format der biographischen Erzählung in der gängigen Form, die mit der Geburt beginnt, nicht selbstverständlich ist. Die Geschichte ihrer jetzigen Existenz ist mehr mit dem Ankommen an dem Ort verbunden, der seitdem ihr Lebensmittelpunkt ist, als mit ihrer Herkunft.

Auf die Bitte hin, doch mit ihrer Geburt anzufangen, gibt die Erzählerin einen kurzen und stark an institutionellen Ablaufmustern orientierten Überblick über ihre Kindheit und Jugend. Dabei steht nicht immer sie im Mittelpunkt, sondern ihre Herkunftsfamilie als ganze. Dominantes Thema

ist das wirtschaftliche Auskommen der kinderreichen Landarbeiterfamilie; die eigene Ausbildung als Köchin und Erwerbstätigkeit als Haushälterin werden als ein Beitrag dazu eingeführt.

Sehr viel ausführlicher wird die Erzählerin, als es um den Beginn ihrer Ehe geht. Sie schildert mit großem Engagement die kuriose Geschichte der ersten Begegnung mit dem späteren Ehemann. Die Heirat steht jedoch bereits unter dem Eindruck des Krieges; der Bräutigam ist zu diesem Zeitpunkt schon eingezogen. Die Tragik gipfelt darin, dass die Vermisstmeldung des Mannes am Tag der Geburt des ersten Sohnes der Erzählerin eintrifft. Die weitere Erzählung über die Kriegs- und unmittelbare Nachkriegszeit zeichnet sich dennoch durch eine starke Handlungsorientierung aus. Die Berufstätigkeit als Haushälterin und Rotkreuzschwester steht hier im Vordergrund.

Die Chronologie wird daraufhin durch eine ausführliche Thematisierung der Pflegesituation vor dem Tod des Mannes unterbrochen. Dann kommt die Erzählerin auf die Entwicklung nach der Rückkehr des Mannes aus der Gefangenschaft zu sprechen. Damit ist der Einzug der kleinen Familie in den Hof der Schwiegereltern verbunden, also das Ereignis, das die Erzählerin zunächst an den Beginn ihrer Geschichte setzen wollte. Sie beklagt sich bitter über die „Kälte“ (18,15) und „Boshaftigkeit“ (18,49), die ihr die Schwiegereltern entgegenbrachten, schließt aber mit dem Verweis auf ihren Anteil an der baulichen Umgestaltung des Anwesens und mit ihrem Stolz auf das Erreichte.

Auf die Bitte hin, noch mehr von der Anfangszeit auf dem Hof zu berichten, schildert die Erzählerin ihr Verhältnis zum Schwiegervater näher und erwähnt auch die Geburt ihrer Tochter, kommt dann aber wieder auf die Pflege ihres Mannes zu sprechen und erzählt detailliert von seinem Tod. In der Nachfragephase, die insgesamt mehr als zwei Drittel des Interviews einnimmt, konkretisiert die Erzählerin noch einmal ihre Schilderungen der Anfangszeit auf dem Hof der Schwiegereltern und geht, u.a. auf die Bitte nach einem Vergleich ihres Lebens mit dem ihrer Tochter hin, ausführlicher auf deren Kindheit ein. Immer wieder kommt sie jedoch auf ihren pflegebedürftigen Mann zu sprechen und ergänzt schließlich auch noch, welche Belastung es für sie war, schon zuvor den Schwiegervater zehn Jahre lang zu pflegen. Ein weiteres Thema, das in dieser Phase des Interviews immer wieder auftaucht, auf das die Erzählerin jedoch nicht genauer eingeht, ist das gespannte Verhältnis zu ihrem Sohn und dessen Frau, denen inzwischen das Anwesen übergeben wurde. Die Erzählerin kommentiert die Passagen, in denen es um die schlechte Behandlung durch ihre Schwiegereltern und um Konflikte mit der Familie des Sohnes geht, immer wieder mit der Beteuerung, sich nicht entmutigen zu lassen. Dies bildet eine Art übergeordneten roten Faden, der die chronologische Struktur ablöst.

Monika Cadenberg, geboren 1949, erzählte in einem insgesamt rund zweieinhalbstündigen Interview ihre Lebensgeschichte und ging sehr ausführlich auf Nachfragen ein. Die biographische Haupterzählung nimmt etwa ein Drittel des Interviews ein. Auf Nachfragen hin vertiefte die Erzählerin ihre Darstellung einzelner Passagen noch einmal, so dass insgesamt der Anteil an Narrationen sehr hoch ist.

Ihre Kindheit charakterisiert die Erzählerin vor allem über das bäuerlich-dörfliche Umfeld, das zum einen mit großer Freiheit, zum anderen mit einem Mangel an Kontakt zu gleichaltrigen Kindern verbunden ist. Den roten Faden der weiteren Erzählung bildet daraufhin die Berufsausbildung und -karriere. Die Lehrstelle als Groß- und Außenhandelskauffrau ist dabei nur der Auftakt zu einer beständigen Weiterqualifikation durch den Wechsel in immer wieder neue Bereiche kaufmännischer Tätigkeit. Auch die Heirat und der damit verbundene Einstieg in das Geschäft der Schwiegereltern werden zunächst im Rahmen dieser Logik eines beständigen Erschließens interessanter neuer Arbeitsbereiche eingeführt.

Dennoch wird die Übernahme des Geschäfts zu einem kritischen Punkt der Biographie, an dem ein neues biographisches Projekt formuliert wird. Das Geschäft der Schwiegereltern ist wirtschaftlich unrentabel; ein Bestandteil der Argumentation für eine Geschäftsaufgabe ist jedoch auch der Wunsch der Protagonistin, mehr für ihre kleine Tochter da sein zu können. An die Geschäftsaufgabe ist auf ihr Betreiben hin die Etablierung des Kleinfamilienmodells geknüpft. Jedoch macht die Erzählerin deutlich, dass sie die Perspektive des beruflichen Wiedereinstiegs stets beibehalten hat und schildert sein Gelingen nach der Einschulung der zweiten Tochter in aller Ausführlichkeit.

In der Argumentation für die Bedeutung einer Berufstätigkeit für sie als Frau zieht die Erzählerin als Negativbeispiel die Vereinnahmung und Marginalisierung ihrer Mutter durch ihre Schwiegereltern heran. Daran anschließend macht sie am Verhältnis zu ihren eigenen Schwiegereltern, an der Beziehung ihrer Eltern zueinander und am Konflikt mit der Familie ihres Bruders ihre Ansprüche an ein gelingendes Familienleben deutlich.

In der Nachfragephase geht die Erzählerin vor allem auf die Zeit vor ihrer Heirat noch einmal ausführlich ein; sie erzählt Anekdoten aus einem Praktikum, vom Urlaub mit einer Freundin, von LehrerInnen oder von Arbeitskolleginnen, die sie besonders beeindruckt haben. Im Zusammenhang mit ihrer Verselbstständigung in ihrer Jugend macht die Erzählerin auch das schwierige Verhältnis zu ihrem Vater zum Thema, assoziiert damit aber auch Geschichten über den Wandel dieses Verhältnisses während seiner Krankheit.

Die Vergleiche mit ihrer Mutter und ihren Töchtern nimmt die Erzählerin zum Anlass, sich noch einmal von der Beschränkung der Mutter auf den häuslichen Bereich und von der autoritären Haltung ihres Vaters seinen Kindern gegenüber abzugrenzen. Das Stichwort Frauenbewegung

nutzt sie vor allem, um ein familien- und bildungspolitisches Programm zu formulieren und ihre Absicht zu bekunden, sich nach der Verrentung in diesem Sinne politisch zu engagieren; von der Frauenbewegung, wie sie sie über die Medien vermittelt sieht, grenzt sie sich ab.

Thea Cadenberg, geboren 1974, sprach ebenfalls gute zweieinhalb Stunden über ihre Biographie. Ihre biographische Haupterzählung ist sehr ausführlich und detailliert und nimmt bereits zwei Drittel des Interviews ein. Sie zeichnet sich dadurch aus, dass die Erzählerin große Aufmerksamkeit darauf verwendet zu rekonstruieren, wie sie die geschilderten Ereignisse emotional empfunden hat und welche Motive sie jeweils in ihrem Handeln bewegten.

Dies ist bereits bei der Schilderung ihrer Kindheit der Fall. Die Erzählerin erinnert sich vor allem an das Gefühl des Alleinseins wegen der fehlenden Kontakte zu anderen Kindern. Dementsprechend markiert die neunte Klasse, ab der die Protagonistin sich plötzlich gut integriert sieht, geradezu einen neuen Lebensabschnitt. Bis zum Abitur stehen die Clique und die ersten Liebensbeziehungen im Vordergrund; zudem etabliert die Erzählerin schon hier das Motiv einer politischen und alternativen Orientierung.

Die Zeit nach dem Abitur stellt die Erzählerin als schwierige Orientierungsphase dar. Das halbherzig aufgenommene und gleich wieder abgebrochene Sprachen- und Wirtschaftsstudium in einer nahegelegenen Stadt ist nur ein Teil davon; die kaufmännische Lehre, die sich daran anschließt, schildert die Erzählerin als etwas, auf das sie sich nur auf Anraten ihrer Eltern und wider besseren Wissens eingelassen hat. Dennoch nimmt die Geschichte einen positiven Verlauf; die Erzählerin gibt geradezu ihrem Erstaunen darüber Ausdruck, wie sehr sie letztendlich doch von der Lehre profitiert hat.

Die Aufnahme eines Studiums der Fächer Romanistik und Kulturwissenschaft und die Wahl von Aberg als „ganz linke politische Uni“ (14,27) nach Abschluss der Lehre stellt die Erzählerin als sehr gezieltes Angehen eines biographischen Projekts dar. Die Kontaktaufnahme zu politisch engagierten Kreisen und der Einzug in eine Frauen-WG sind wichtige Schritte zu seiner Realisierung. Diese wird unterbrochen durch ein Auslandssemester in Spanien, bei dem es der Protagonistin nur teilweise gelingt, Kontakte zu knüpfen, die ihrem Anspruch auf politische Orientierung und alternativen Lebensstil gerecht werden.

Dieser ganz explizite Anspruch wird als Leitlinie der Erzählung auch im Bezug auf die Fortsetzung des Studiums nach dem Auslandssemester beibehalten. Zwar schildert die Erzählerin zunächst die Intensivierung der Beziehung zu ihrem Freund und die Suche nach einem für beide geeigneten Studienort. In der Folge rückt sie jedoch wiederum die gezielte Suche nach politischen Arbeitszusammenhängen am neuen Studienort Debrücken

in den Vordergrund ihrer Geschichte. Themen sind die Vernetzung der Erzählerin in der entsprechenden Szene, ein Einsatz als Menschenrechtsbeobachterin in Lateinamerika und der verstärkte Einstieg in die Lateinamerikasolidaritätsarbeit. Den Abschluss der Erzählung bildet, auf der Basis einer Schilderung der Studiensendphase, eine sehr positive Evaluation des Studiums.

Gegenstand des Nachfrageteils sind vor allem längere Schilderungen über die zuvor von der Erzählerin als prägend qualifizierten Auslandserfahrungen. Hierzu zählen ein Russlandaustausch während der Schulzeit und der Einsatz als Menschenrechtsbeobachterin, durch die sich die Erzählerin für die ungleiche Verteilung von Ressourcen sensibilisiert sieht.

Im Vergleich zu ihrer Mutter schätzt sich die Erzählerin als privilegiert ein, was Bildungschancen und Bewegungsfreiheit angeht. Dennoch betont sie auf die Frage nach ihren Anliegen für eine Frauenbewegung hin, dass sie einen Großteil von deren Forderungen für unerledigt hält. In ihrer Argumentation zeigt sich die Erzählerin als Expertin für aktuelle frauenpolitische Fragen. Auf Nachfrage schildert sie ihre persönlichen Kontakte zur Frauenbewegung und nimmt eine Positionierung innerhalb aktueller feministisch-theoretischer Diskurse vor.

9.3.2.2 Grete Claussen: Aufgeben der Verantwortung für sich selbst in der Pflegesituation

Wie bereits im thematischen Überblick erwähnt, geht Grete Claussen an mehreren Stellen ihres Interviews auf die Problematik des Zusammenlebens mit den Schwiegereltern auf deren Hof ein. Sie beschreibt deren Argwohn, die emotionale Kälte ihr gegenüber und die harte Arbeit in der Landwirtschaft. Was letztere betrifft, liegt das Gewicht im Verlauf der Erzählung zunehmend auf Episoden, in denen die Erzählerin ihre Tüchtigkeit und Unverdrossenheit angesichts der anstrengenden Arbeit und die Anerkennung in der Nachbarschaft unter Beweis stellt. In die Evaluationen ihrer zunehmenden alleinigen Zuständigkeit für die Landwirtschaft – ihr Mann arbeitet als Chauffeur – mischt sich der Stolz auf die erbrachte Leistung.

Eine ganz andere Haltung zeigt sich an den Stellen, wo die Erzählerin über ihre Verpflichtung zur Pflege von Angehörigen auf dem Hof spricht.

und der Schwiegervater hat mir auch derbe geholfen obwohl ich ihm auch - derbe geholfen habe ich habe ihn zehn Jahre gepflegt / I: hm / der machte sich voll - von oben bis unten - dreimal im Tag aber / I: hm / hab ich den umziehen müssen / I: mhm / und denn heben se mal n so schweren Mann / I: hm / der - den musst ich auch immer von einer Sache in ne anderen aufm Sofa denn heben und denn hab ich mir auch immer Hilfe aus der Nachbarschaft geholt / I: mhm / dieses Heben nech / I: hm / ja und dann musst ich mich auch operieren lassen am Unterleib nech / I: hm / dann ging das wieder - los nich / I: hm / wie der tot war ne -

dann wurde mir vorgehalten von den eigenen Töchtern von meinem Schwiegervater hier von wegen meinen Schwägerinnen - dann hätt ich eher gehen müssen ich sag wie konnt ich eher gehen / I: mhm / wenn ihr mir noch nicht mal einen Abend oder einen Tag geholfen habt euren Vater zu betten / I: mhm / nech - ja - aber da wollten se nichts von wissen (24,38-25,12)

An der Einleitung dieser Passage – sie steht im Kontext einer Episode über die Bewährung in der Landwirtschaft und die Anerkennung im Dorf – zeigt sich zunächst, dass die Erzählerin die Landwirtschaft als ihren Verantwortungsbereich betrachtet. Nicht sie ist es mehr, die den Schwiegereltern hilft, sondern der Schwiegervater hilft ihr als der Hauptverantwortlichen. Doch diese Form der Solidarität ist eingebunden in ein Gesamtarangement, in dem nicht nur das Wirtschaften im Sinne eines Erwerbs, sondern auch die Reproduktionsarbeit generationenübergreifend angelegt ist. Was in dieser Formulierung noch als Gegenseitigkeit konstruiert ist, bekommt im weiteren Verlauf der Schilderung eine ganz andere Dynamik.

Bei der Beschreibung der Pflegesituation stehen nicht mehr Gegenseitigkeit, sondern das „Müssen“ und der Sachzwang im Vordergrund. Die Schwierigkeit der Aufgabe wird sehr plastisch und drastisch geschildert; dies ist jedoch nicht die Basis dafür, ihre Bewältigbarkeit in Frage zu stellen. Wenn hier von „Hilfe aus der Nachbarschaft“ die Rede ist, unterstreicht dies eher die Schwere der Aufgabe, als dass es eine Alternative zur unbefriedigenden Lösung wäre. Die Zuständigkeit der Erzählerin für die Aufgabe wird als fraglos und selbstverständlich vorausgesetzt.

Dies ist selbst dort noch so, wo das fehlende Engagement der Schwägerinnen kritisiert wird. Über die Komposition der Episode wird ein Zusammenhang zwischen der eigenen Erkrankung und der Pflegesituation nahegelegt und ganz explizit das fortgeschrittene Stadium der eigenen Krankheit mit der Unabkömmlichkeit durch die Pflege in Verbindung gebracht. In dem inszenierten Dialog mit den Schwägerinnen werden diese zugleich als heuchlerisch und mit schuldig an der Erkrankung der Protagonistin entlarvt. Die Erzählerin konstruiert hier zwar eine Art moralische Überlegenheit über die Schwägerinnen. Sie zielt jedoch weniger auf eine Selbstlosigkeit ab, die der Pflege des Schwiegervaters den Vorrang vor ihrer eigenen Gesundheit gab; dies hätte eine Wahl zwischen verschiedenen Optionen vorausgesetzt. Hier wird eine Zwangslage geschildert, aus der es aufgrund des Fehlverhaltens der Schwägerinnen gar keinen Ausweg gab. Die Erzählerin benennt keinerlei Alternativen und keine Entscheidungen, die sie getroffen hat; die Erzählung weist die Prozessstruktur einer Verlaufskurve auf. Die Erzählerin konstruiert sich hier als Opfer der Umstände und der Entscheidungen, die andere getroffen haben. Dies funktioniert nur vor dem Hintergrund einer Logik, in der die Verantwortung der Erzählerin für die Pflege des Schwiegervaters eindeutig, nicht hinterfragbar und unausweichlich ist und in der andere Optionen keine Rolle spielen. Es stellt sich also die Frage, ob hier noch von Verantwortung die Rede sein

kann, da verantwortliches Handeln zumindest ein gewisses Maß an Selbstbestimmung voraussetzt. Das Verhalten, von dem hier die Rede ist, scheint durch nichts anderes motiviert zu sein als durch (Sach-)Zwang. Andererseits spricht die Erzählerin hier auch aus einer Identifikation mit ihrer Aufgabe heraus, deren Reichweite sie damit belegt, ihre eigene körperliche Integrität damit aufs Spiel gesetzt zu haben.

Die gesamte Konstruktion ist also in sich paradox; sie geht nicht darin auf, eine Opferposition zu etablieren und daraus den Gewinn einer nachgewiesenen moralischen Überlegenheit zu ziehen. Die Paradoxie einer nicht selbst verantworteten Übernahme von Verantwortung für andere mit nicht selbst verantwortbaren Folgen für die eigene Person scheint jedoch ein Muster zu sein, das bei Frauen dieser Generation in vielen Geschichten des Zusammen-Lebens mit Familienangehörigen bestimmend ist. Zumindest legt sich diese Interpretation im Vergleich mit der von Gertrud Aschauer geschilderten Pflegesituationen nahe (vgl. 9.2.2.5)

9.3.2.3 Monika Cadenberg: Etablierung eines eigenen Verantwortungsbereichs und Zurückweisung von Selbstverständlichkeiten

Monika Cadenberg schildert in ihrem Interview eine Umstrukturierung der Form des Zusammen-Lebens mit ihrem Mann und ihrer Tochter, in der sie den Verantwortungsbereich der Kinderbetreuung sozusagen erst schafft. Die Passage, die darüber Aufschluss gibt, steht im Zusammenhang mit der Entscheidung, das von den Schwiegereltern übernommene, aber nicht mehr rentable Einzelhandelsgeschäft gegen deren Willen aufzugeben. Das ursprüngliche Arrangement, in dem die Erzählerin mit ihrem Mann und den Schwiegereltern zusammen das Geschäft geführt hat, wird aufgelöst in die Lebensform einer klassischen Kleinfamilie:

mein Mann ist dann angefangen in Habeck zu arbeiten wo er noch heute ist bei dem Geschäft und ich bin dann - Hausfrau gewesen. und ich muss sagen ich hab's nicht bereut. ich hab also die die Jahre die Thea aufgewachsen ist genossen - und hab gesagt so. dafür hab ich mir n Kind angeschafft dass ich das erziehen kann. dass ich sehe was da kommt. und dass ich etwas fördern kann ne? eh weil - ich hab gedacht das - das geht nicht. das war das erste Jahr als Thea hier noch so war - die tat mir dann immer Leid die wurd in die Ecke gestellt und - ne? die es war ein ein fröhliches aufgewecktes Kind - und ich musste die abwürgen. wenn sie irgendwas von mir wollte. / I: mh / und das das hat da hab ich so einen Konflikt gehabt hab ich gesagt das geht nicht ne? also das dafür schafft man sich kein Kind an. (5,1-10)

Die Etablierung einer Versorgerehe mit einem berufstätigen Ehemann und der Protagonistin als „Hausfrau“ wird hier nicht als etwas Selbstverständliches unkommentiert stehen gelassen, wie das häufig in den Erzählungen

älterer Frauen der Fall ist. Die Erzählerin scheint sich bewusst zu sein, dass „Hausfrau“ zu sein ein Reizthema sein kann; in der Art, wie sie sich geradezu offensiv dazu bekennt, kommt sie den damit verbundenen Vorstellungen einer marginalisierten Existenz mit dem beschränkten Horizont von Haushalt und Kindern zuvor. Das Bekenntnis macht aber gleichzeitig deutlich, dass auf dem Hausfrau-Sein Legitimationsdruck lastet (der im Zusammenhang der Passage zusätzlich durch den Legitimationsdruck für die Aufgabe des Familienbetriebs verstärkt wird), dem die Erzählerin in den folgenden Ausführungen folgt.

Schon mit der Formulierung, es „nicht bereut“ zu haben, liefert die Erzählerin ein starkes Argument. Es wird darin eine biographisch spätere, ‚abgeklärtere‘ Perspektive eingenommen, aus der heraus es auch möglich wäre, sich eine Fehlentscheidung einzugestehen. Die Erzählerin ratifiziert jedoch das getroffene Arrangement aus dieser Perspektive und macht es damit umso mehr zu ihrer eigenen Entscheidung. Mit dem Argument, die Zeit sogar „genossen“ zu haben, wird der Maßstab für die Richtigkeit der Entscheidung noch weiter in die Sphäre des subjektiven Empfindens hinein verlegt und damit noch weniger angreifbar. Doch dabei belässt es die Erzählerin nicht, sondern sie liefert eine Argumentationskette, die auch einem Anspruch auf objektive Nachvollziehbarkeit genügen kann. Dazu bedient sich die Erzählerin einer ökonomischen Logik und sogar Terminologie. Das Kind wird als „Anschaffung“ beschrieben, die die Grundlage für ein Projekt ist, nämlich es zu „erziehen“. Dabei müssen Potentiale erkannt und „gefördert“ werden, es soll sozusagen in das Kind investiert werden. In diesem Schritt der Argumentation eignet sich die Erzählerin die Erziehung des Kindes als ihr eigenes Vorhaben oder als eine Aufgabe, die sie sich selbst gestellt hat, an; sie legt dem Vorhandensein des Kindes im Nachhinein dieses Vorhaben als Intention zugrunde und schafft sich selbst Raum für das Projekt des „Erziehens“.

Der Aspekt der Übernahme von Verantwortung für andere kommt im folgenden Argumentationsschritt stärker zum Tragen. Hier werden die Bedürfnisse des Kindes angeführt – aber gleichzeitig wiederum das Potential des Kindes, das unter den zunächst bestehenden Bedingungen nicht wahrgenommen werden kann. Damit ist die Verantwortung, die die Protagonistin hier übernimmt, nicht nur eine Verantwortung für andere, sondern auch eine Verantwortung für ihr eigenes Projekt. Mit dem nochmaligen Rückgriff auf die ökonomische Logik rückt die Erzählerin deutlich von traditionellen Argumentationsmustern wie ‚Das Kind gehört zur Mutter‘ o.ä. ab. Eigentlich ist die Argumentation, die sie führt, sogar geschlechtsneutral; die Erziehungsaufgabe, die als Förderung der Potentiale eines Kindes definiert wird, ist schließlich von der Mutterideologie ebenfalls weitgehend abgelöst und entspricht eher einem professionell-pädagogischen Verständnis. Die Erzählerin spricht hier jedoch nur von sich – im Zusammenhang mit dem „angeschafften“ Kind ist nur von einem „Ich“, nicht von einem

„Wir“ die Rede – und macht damit das Projekt zu ihrem ganz persönlichen.

Insgesamt geht es hier also weniger um die Übernahme einer Verantwortung für andere, die der Protagonistin aus einer bestehenden Situation des Zusammen-Lebens in einer Familie heraus sozusagen zufällt. Die Erzählerin legitimiert vielmehr ein Arrangement, in dem sie zugunsten ihres eigenen Projekts einen Verantwortungsbereich Kindererziehung erst etabliert hat. Dass es sich dabei um ihre eigene Entscheidung und Prioritätensetzung handelt, macht sie auch im Zusammenhang der Wiederaufnahme ihrer Berufstätigkeit deutlich. Eine Stelle, die ihr nur als Ganztagsstelle angeboten wird, weist sie trotz ihrer eingeschränkten Chancen als Wiedereinsteigerin, auf die sie zuvor nachdrücklich hinweist, zurück: „Meine Kinder sind beide in der Schule und ich will mittags zu Hause sein wenn die nach Hause kommen“ (5,44-45).

Von einer Verantwortung für andere, die aus einer Selbstverständlichkeit heraus übernommen werden muss, distanziert sich die Erzählerin an anderer Stelle ausdrücklich. Sie bezieht sich dabei auf die Erfahrungen ihrer Mutter in der Pflegesituation.

und selbst meine Mutter hat er [M.C.s Großvater, C.T.] sehr ungerecht behandelt die ihn jahrelang gepflegt hat wo er sehr krank war die ihn - am ganzen Körper abgewaschen hat früher gab es keine Pflegedienste ne? der war krank der hatte n Schlaganfall und alles - der hat ständig unter sich gemacht und die musste den sauber machen - der hat nicht einmal Dankeschön zu ihr gesagt ne? also das hat mir damals immer - da hab ich mir gedacht nee. das - das machst du nie. das kannst du auch nie und das machst du auch nie. eh weil ich immer so diese Rolle sie musste das alles machen und bekam nicht mal n Dankeschön und das war alles so selbstverständlich und da hab ich - hab ich immer gegen rebelliert und hab immer gedacht nee. und - und was für mich auch ganz klar war - du ziehst nie mit deinen Schwiegereltern in eine Wohnung oder so ne Wohngemeinschaft ne? (7,8-17)

Die Erzählerin konstruiert die Verantwortung ihrer Mutter für die Pflege des Großvaters sehr deutlich als Resultat eines Sachzwangs. Zunächst begründet sie die Zumutung an die Mutter mit dem Fehlen der Alternative „Pflegedienste“. Die Erzählerin lässt keinen Zweifel daran, dass ihre Mutter keine andere Wahl hatte; dass sie die zugemuteten Aufgaben übernehmen „musste“, wird mit dem Konzept der „Rolle“ in Zusammenhang gebracht. Dieses Konzept liefert zudem eine Erklärung dafür, dass die Mutter offensichtlich in ihrem Verhalten kein anderes Repertoire zur Verfügung hatte, als den an sie gestellten Anforderungen zu genügen. Die „Rolle“ ist zugleich eine Vorgabe von außen als auch etwas, worin das individuelle Handeln aufgeht. Interaktiv wird das in der geschilderten Szene damit eingelöst, dass die Mutter „nicht mal n Dankeschön“ bekommt, weil ihr Engagement in einem Umfeld, das an starren Rollenerwartungen orientiert

ist, ihr sozusagen auch nicht persönlich angerechnet wird, sondern Teil ihrer „Rolle“ ist.

Die „Selbstverständlichkeit“ der Verantwortung für andere, von der die Erzählerin bei ihrer Mutter spricht, löst sie für sich in einer programmatischen Verweigerung auf. Grundsätzlich scheint sie sich dieser Zumutung auch ausgesetzt zu sehen; umso kategorischer wird diese zurückgewiesen. Dabei lässt sich die Erzählerin nicht einmal auf eine Argumentation ein. Die Eindringlichkeit der beschriebenen Situation der Mutter und vor allem die Orientierung an den eigenen Kapazitäten und am eigenen Wohlergehen („ich kann das nicht“) reichen aus, um die eigene „Rebellion“ dagegen zu setzen. Es wird also ganz deutlich die Verantwortung für sich gegen die mögliche Vereinnahmung durch Verantwortung für andere ins Feld geführt.

Die Charakterisierung der Situation der Mutter umfasst jedoch auch deren analytische Durchdringung. Dies wird zwar in der kategorischen Verweigerung der Erzählerin gegenüber einer „selbstverständlichen“ Verantwortung für andere in diesem Ausmaß nicht aufgenommen; es wird nicht präzisiert, wogegen genau das „Rebellieren“ sich richtet. Allerdings zeigt die Konsequenz, die die Erzählerin daraus zieht, dass sie die Einsicht durchaus auf eine sehr pragmatische Ebene überträgt. Indem sie ein gemeinsames Wohnen mit den Schwiegereltern ablehnt, vermeidet sie das Arrangement, in dem sie die infrastrukturelle Grundlage für die Zumutungen an ihre Mutter erkennt. Damit begibt sie sich bewusst nicht in eine Form des Zusammen-Lebens hinein, in der potentiell eine mehr oder weniger fraglose Verantwortung für andere angelegt ist.

Im Kontext von Zusammen-Leben Verantwortung für sich selbst zu übernehmen, ist auch bei Marlies Arndt Thema (vgl. 9.2.3.4). In der ungewollten Etablierung des Kleinfamilienmodells mit einer selbstverständlichen Alleinverantwortung der Protagonistin für die Kinder erkennt sie eine bedrohliche Eigendynamik, der sie entgegentreten muss: „sonst rutsch ich da irgendwie in so ne Schiene rein wo ich todunglücklich bei werde“ (24,1f).

9.3.2.4 Thea Cadenberg: ‚Zusammen-Leben‘ auf der Basis gegenseitiger Verantwortung

Die Verantwortung für sich selbst im Kontext des Zusammen-Lebens rückt bei Thea Cadenberg noch mehr in den Vordergrund. Allerdings ist dabei die Lebensform Familie zunächst kein Thema; dafür spielt von Beginn des Interviews an das Eingebundensein in soziale Zusammenhänge generell eine maßgebliche Rolle. Besonders Freundschaftsbeziehungen erhalten über die Problematisierung der während der Kindheit empfundenen Einsamkeit und des Mangels an Freundinnen einen zentralen Stellenwert. Die Feststellung „das Wichtigste sind ja immer die Freundinnen“ (1,37)

wird sozusagen zum Programm, das viele Geschichten nach sich zieht und große Teile der folgenden Erzählung strukturiert. Dabei wandelt sich das Problem, überhaupt Freundinnen zu finden, später zunehmend in das Problem, mit den „richtigen Leuten“ (15,47) zu tun zu haben oder in einer bestimmten Szene „drin“ (18,32) zu sein. Diese charakterisiert die Erzählerin immer wieder mit den Begriffen „alternativ“ (4,34) und „politisch“ (z.B. 15,50). Für die soziale Integration sind also kategorisierbare Lebensformen weniger relevant, dafür ist ein gemeinsamer inhaltlicher Bezug wichtig. So werden in der Anfangszeit des Studiums in Aberg die „frauenbewussten Frauen“ (16,6) aus einem politischen Tutorat zur „festen Bezugsgruppe“ und „ersten Ansprechpersonen“ (16,25f).

Mit dem Bedeutungsgewinn frauenpolitischer Zusammenhänge ergibt sich jedoch wieder eine Verknüpfung zur Frage der Lebensform. Die Erzählerin schildert, wie sie nach intensiver Suche in eine „explizit[e] Frauen-WG“ (16,28) einzieht. Das Zusammen-Leben dort hat als Basis ein politisches Programm, das sich in der Zusammensetzung der WG widerspiegelt. Frau zu sein ist in einem ganz bestimmten Sinn, der allerdings nicht näher erläutert wird, der gemeinsame Bezugspunkt. Dass die Wahl dieser Lebensform ein Teil der Realisierung des biographischen Projekts eines „alternativen“ und „politischen“ Lebens ist, macht die Erzählerin dadurch deutlich, wie sie ihren Einzug weiterhin kommentiert: „ich wollte voll auch in diese Frauenszene rein“ (16,33; vgl. dazu 11.1.2.3). Es ist also nicht die Lebensform, die die Protagonistin in bestimmte soziale Bindungen hineinzieht, möglicherweise sogar eine Eigendynamik entfaltet und ihr eine Verantwortung für andere zuweist. Vielmehr nutzt die Protagonistin die Lebensform geradezu strategisch im Sinne ihrer eigenen Ziele. Sie sucht nach sozialen Räumen, in denen gemeinschaftlich praktizierbar ist, was sie sich bisher abstrakt unter einem „alternativen“ und „politischen“ Leben vorstellt. Dabei wird die Verantwortung für sich auch insofern explizit zum Thema, als die Erzählerin immer wieder ausführlich auf die Suche nach geeigneten Wohngemeinschaften an ihren verschiedenen Studienorten eingeht und reflektiert, welche Bedingungen sie braucht, um sich wohl zu fühlen.

In einer solchen reflektierenden Argumentation entkoppelt die Erzählerin auch das Eingehen einer Liebesbeziehung und die Wahl der Lebensform voneinander. Die Entscheidung, mit dem Freund an einen gemeinsamen Studienort zu ziehen, bedeutet nicht, auch zusammen zu wohnen. Die Anfangszeit in Debrücken steht vielmehr unter dem Vorzeichen der Suche nach einer geeigneten Wohngemeinschaft und vor allem nach politischen Arbeitszusammenhängen. Somit entstehen auch durch die Liebesbeziehung keine Zwangsläufigkeiten, die sich aus der Verbindung wichtiger sozialer Beziehungen und der Lebensform ergeben könnten.

Obwohl also im Kontext des Zusammen-Lebens die Verantwortung für sich selbst und die eigenen biographischen Projekte maßgeblich sind, imp-

lizieren gerade letztere auch das Moment der Verantwortung für andere. Dies wird beispielsweise an den weiteren Ausführungen der Erzählerin über die Aberger Frauen-WG deutlich:

ja. und das war halt - ne sehr sehr schöne WG. also das war halt einfach - von der WG her in der ich gewohnt hab auf jeden Fall meine meine verbindlichste schönste Zeit. wir waren zu viert - und ehm - wir haben einfach ne sehr schöne Wohnung gehabt und es war klar wir sind so sehr eng also - wir kochen füreinander oder wir sagen auch ungefähr wir wissen wo wir sind was wir machen erzählen uns viel voneinander (17,6-10)

Die Momente der Verbindlichkeit und der aktiven Pflege der Beziehungen untereinander bis hin zum „Kochen füreinander“ kennzeichnen einen sozialen Zusammenhang, in dem die Beteiligten durchaus Verantwortung für andere übernehmen. Gerade das Wissen darum, „wo wir sind und was wir machen“ ist die Basis für eine Sorge füreinander und gegebenenfalls auch umeinander. Charakteristisch ist hier jedoch, dass diese Art des Zusammen-Lebens auf Gegenseitigkeit beruht. Alle sind gleichzeitig Sorgende und Gegenstand der Sorge der anderen. Das ist ein wesentlicher Unterschied zu den bislang dargestellten v.a. familiären Arrangements, in denen es in der Regel nur die Protagonistinnen sind, die für andere, für Kinder oder Pflegebedürftige, Verantwortung übernehmen. Das Arrangement, das die Erzählerin hier beschreibt, beruht auf der gegenseitigen Solidarität, die jedoch voraussetzt, dass alle Beteiligten auch in der Lage sind, füreinander Verantwortung zu übernehmen.

Bemerkenswert ist an der Schilderung des WG-Lebens außerdem der Ausnahmecharakter, den die Erzählerin ihm verleiht. Dadurch, dass sie die Aberger Frauen-WG im Vergleich mit anderen WGs, in denen sie gelebt hat, wegen ihrer Verbindlichkeit und der Sorge füreinander als herausragend bezeichnet, wird klar, dass die Lebensform Wohngemeinschaft dies nicht zwangsläufig impliziert. Ob und in welchem Maße Verantwortung für andere bzw. füreinander übernommen wird, ist eine Frage der Aus handlung und Gestaltung des Zusammen-Lebens.

Neben der WG macht die Erzählerin auch noch andere soziale Zusammenhänge zum Gegenstand einer Reflexion über die Lebensformfrage. Sie erzählt von verschiedenen politischen Gruppen und einer Band, deren Mitglied sie in ihrer Aberger Zeit war, und resümiert: „und das war das erste Mal dass ich in verschiedenen Gruppen so mich ganz drin gefühlt hab und wohl. und auch gemerkt hab das ist die Form mit der ich leben will - immer mit - eingebunden so nicht dieses vereinzelt“ (18,31-33). Sie formuliert damit einen Entwurf, in dem konventionelle Lebensformen wie die Familie oder das Ehepaar und selbst unkonventionelle wie Wohngemeinschaft oder Singleleben gar nicht mehr vorkommen. Der Vorwurf der Vereinzelung trifft alle Lebensgemeinschaften, wenn sie in der Privatsphäre voneinander separiert bleiben. Denn das Eingebundensein, das die Er-

zählerin zuvor ausführlich beschreibt, zeichnet sich dadurch aus, dass es sowohl die private als auch die öffentliche Sphäre umfasst. Dass auch in dieser die Sphären übergreifenden Konstruktion von Verantwortung für andere die Rede sein kann, zeigt sich in einer Passage, in der die Erzählerin über politische Arbeitszusammenhänge spricht, die sie sich in Debrücken aufgebaut hat:

ich sag immer das [das Debrückener Eine-Welt-Zentrum, C.T.] is meine Familie die und [die Menschenrechtsorganisation, C.T.] irgendwie / ((lacht)) / da also die Sonja zum Beispiel also die ja jetzt so ne sehr gute Freundin von mir is die hat auch so diese beiden Bezugspunkte das eint uns glaub auch dass wir sagen - jaa unsere Familie da und da irgendwie. ehm ja. also von daher war ich dann wirklich so - in diesen Netzwerken also fühl mich wirklich total getragen weißte egal was ich mache ich weiß echt das sind so viel Leute die mich fangen oder die mich irgendwie halten so von allen möglichen Seiten - das is halt super schön das hatt ich noch nie vorher so also es is in Debrücken zum ersten Mal richtig so passiert. (30,47-31,3)

Verantwortung für andere wird hier aus der Sicht derjenigen zum Thema, für die Verantwortung übernommen wird. Im Kontext von Zusammen-Leben ist dies in der Regel der Fall, wenn Erzählerinnen über die Sorge sprechen, die ihnen als Kindern von ihren Eltern oder als Erwachsenen von ihren Partnern zuteil wurde. Hier liegt der Fall anders: Diejenigen, die die Protagonistin „halten“, leben nicht in einer Form zusammen, die mit den gängigen Kategorien beschreibbar ist. Die Wahl der Bezeichnung „Familie“ mag damit zu tun haben, dass die Erzählerin, wie sie im weiteren Verlauf der Passage auch ausformuliert, mit dem sozialen Zusammenhang, von dem sie spricht, ein Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit verbindet, wie es für gewöhnlich mit der Beziehung von Kindern zu ihren Eltern assoziiert wird. Dennoch passt die Familien-Metapher nur eingeschränkt, denn die weiteren Charakterisierungen der Beziehungen, um die es hier geht, weisen in eine andere Richtung. Wenn von einer „sehr guten Freundin“ und von „Netzwerken“ die Rede ist, so setzt das die Beteiligung Erwachsener auf gleicher Augenhöhe voraus, die in die Beziehung dasselbe Engagement einbringen. Obwohl hier das Moment der Gegenseitigkeit nicht ausgeführt wird, ist es implizit von ebensolcher Bedeutung, wie es das explizit in der Beschreibung des WG-Lebens war.

Die Verwendung der Familien-Metapher verweist darüber hinaus darauf, dass das Zusammen-Leben in „Gruppen“, wie es oben beschrieben wurde, mit der institutionalisierten Lebensform Familie auf eine Stufe gestellt wird. Die Erzählerin formuliert hier sozusagen ihr Alternativmodell zur herkömmlichen Lebensform und überträgt die positive emotionale Konnotation auf den sozialen Zusammenhang, den sie sich geschaffen hat. In gewisser Weise ähnelt diese Strategie der Verwendung des Familienmodells bei Gertrud Aschauer, die die Integrationskraft verschiedener so-

zialer Kontexte beschreibt, indem sie diese als „eine (große) Familie“ bezeichnet (vgl. 9.2.2.2). Allerdings werden bei ihr dadurch gleichzeitig Hierarchien und Abhängigkeitsverhältnisse verdeckt. Bei Thea Cadenberg setzt die positive Qualifizierung eines sozialen Zusammenhangs als Familie offensichtlich eher egalitäre Beziehungen voraus, da von Freundschaften und Netzwerken die Rede ist.

Bei Gertrud Aschauer spielt das Moment der Gegenseitigkeit an einer anderen Stelle eine entscheidende Rolle: Es ist die Basis ihrer Beziehungen zu Freundinnen, die neben den familiären Beziehungen eine biographische Tragweite haben (vgl. 9.2.2.6). Formen des Zusammen-Lebens, die auf einer Gegenseitigkeit der Verantwortung füreinander beruhen, scheinen hier mit familiären Lebensformen unvereinbar zu sein. Ein ähnliches Bild zeigt sich bei Marlies Arndt, die die erneute Gründung einer Wohngemeinschaft nach der Trennung von ihrem Mann als Versuch beschreibt, „mit meinen Kindern nochmal in anderer Form zusammen [zu] leben und nicht als Mama“ (33,17). Die Form der WG wird als Voraussetzung dafür beschrieben, eine egalitäre Umverteilung von Verantwortlichkeiten zu bewerkstelligen (vgl. 9.2.3.5).

9.3.2.5 Intergenerationaler Wandel in der Familie Claussen/Cadenberg

In der Familie Claussen/Cadenberg haben sich, was die Formen des Zusammen-Lebens anbelangt, beeindruckende Transformationen vollzogen. Gerade hinsichtlich der Übernahme von Verantwortung für andere und des Verhältnisses zur Verantwortung für sich selbst scheinen geradezu Welten zwischen den Biographien von Großmutter, Mutter und Tochter zu liegen. Bei Grete Claussen findet sich eine paradoxe Selbstkonstruktion, die sich von der Konstruktion eines reinen Opferstatus nur dadurch unterscheidet, dass sie die Pflegearbeit als verantwortungsvolle Aufgabe darstellt. Gleichzeitig ist es jedoch die Verantwortung für andere, die ihre Handlungsfähigkeit beschneidet und, mehr noch, es ihr unmöglich macht, Verantwortung für sich selbst zu tragen. Dem „Müssen“ kann sie nichts entgegensetzen, auch von einer Verweigerung ist keine Rede.

Verweigerung ist dagegen in diesem Zusammenhang Monika Cadenbergs Thema. Sie nutzt die Situation ihrer Mutter – ähnlich wie Marlies Arndt – als Negativfolie, um diese Verweigerung einer bestimmten Form der Verantwortungsübernahme zu formulieren. Dabei erteilt sie auch dem Modell einer Einbindung in eine großfamiliäre Ökonomie, wie ihre Mutter sie repräsentiert, eine programmatische Absage. Die Marginalisierung der Mutter wird an den Strukturen einer Lebensform festgemacht, die Monika Cadenberg daraufhin konsequent vermeidet. Das Argument dafür ist die Verantwortung für sich selbst.

Ihr eigenes Zusammen-Leben mit ihren Kindern konstruiert Monika Cadenberg in einer Verschränkung von Verantwortungsübernahme für andere und für sich selbst. Die Berufstätigkeit – in diesem Fall sogar das Familienunternehmen – aufzugeben stellt die Erzählerin als Bedingung dafür dar, ein eigenes biographisches Projekt zu verwirklichen, nämlich ihre Kinder zu „erziehen“ und zu „fördern“. Die Übernahme von Verantwortung für andere wird damit zum Gegenstand des biographischen Projekts, dessen Verwirklichung im Sinne einer Übernahme von Verantwortung für sich selbst zu verstehen ist.

Die starke Betonung der Verantwortung für sich selbst und die eigenen biographischen Projekte, die sich bei Monika Cadenberg findet, setzt sich bei ihrer Tochter fort. Bei ihr wird die Frage der Lebensform noch stärker zum Teil einer Gesamtvision eines „alternativen“ und „politischen“ Lebens. Im Zuge dessen vervielfältigen sich bei ihr, anders als bei ihrer Mutter, auch die konkreten Formen des Zusammen-Lebens. Den Wohngemeinschaften, „Gruppen“ und „Netzwerken“, in denen sie lebt, widmet die Erzählerin ebensolche Aufmerksamkeit wie ihrer Liebesbeziehung, die nicht automatisch mit einer bestimmten Form des Zusammen-Lebens verknüpft wird.

Wenn auch zunächst im Kontext des Zusammen-Lebens die Verantwortung für sich selbst und das eigene biographische Projekt im Vordergrund steht, so ist mit den gewählten Lebensformen jedoch gleichzeitig eine ganz bestimmte Art der Übernahme von Verantwortung für andere verknüpft. Diese zeichnet sich dadurch aus, dass sie auf Gegenseitigkeit basiert. Es ist ausschließlich von Lebensgemeinschaften die Rede, in denen alle Beteiligten aus freien Stücken gegenseitig füreinander sorgen. Hier stellt sich wiederum die Frage, ob solche Arrangements vor allem generationsbedingt im Sinne einer Bindung an ein bestimmtes Lebensalter sind. Etwa im Anschluss an die von Geissler/Oechsle (1996) rekonstruierte Vorstellung des jungen Erwachsenenalters als „Moratorium“ (ebd.: 81), könnte hier ein Lebensphasenmodell unterstellt werden, in dem das junge Erwachsenenalter lediglich als eine Phase vor der Familiengründung betrachtet wird, die Raum für Experimente bietet, solange keine Verantwortung für Kinder übernommen werden muss. Dann müsste die beschriebene Entwicklung als unabgeschlossen und wenig aussagekräftig in den Hintergrund verwiesen werden. Wird jedoch davon ausgegangen, dass das Zusammen-Leben mit Kindern ebenso als ein Lebensformarrangement wie eine Wohngemeinschaft oder wichtige persönliche „Netzwerke“ eingegangen werden kann oder nicht, so stellt sich der Sachverhalt anders dar. Gerade wenn, wie im Fall Thea Cadenbergs, zunächst Lebensformen bevorzugt werden, die sich durch das Moment einer Gegenseitigkeit der Verantwortung füreinander auszeichnen, so hat das vermutlich Folgen dafür, ob und in welcher Form ein Arrangement eingegangen wird, an dem Kinder beteiligt sind. Schließlich sind diese zunächst nicht in der Lage, Ver-

antwortung für andere zu übernehmen. Auch die Bedeutung von Verantwortung für sich selbst als wichtiges Element innerhalb der Konstruktionslogik im Kontext des Zusammen-Lebens bleibt, wie sich schon bei Monika Cadenberg, aber auch etwa bei Marlies Arndt zeigt, gesamtbiographisch nicht ohne Folgen. Ohne irgendwelche Entwicklungen prognostizieren zu können, darf also an dieser Stelle angenommen werden, dass die Betonung von Gegenseitigkeit und Verantwortung für sich selbst eine Dimension ist, an der sich generationale Unterschiede nicht nur im Sinne einer Lebensalter-Spezifika festmachen lassen.

9.3.2.6 Bezug zur Frauenbewegung

Bei Thea Cadenberg bietet die Frauenbewegung – ähnlich wie bei Marlies Arndt – einen ideologischen und infrastrukturellen Rahmen, um das Projekt eines „alternativen“ und „politischen“ Lebens auch im Kontext des Zusammen-Lebens in die Realität umzusetzen (dazu ausführlich 11.1.2). Stärker als Marlies Arndt kann Thea Cadenberg dabei auf eine etablierte „Szene“ und auf Infrastrukturen zurückgreifen, die bereits vorhanden sind und nicht erst geschaffen werden müssen (wie etwa der Kinderladen bei Marlies Arndt); das Wissen darum dient ihr dazu, sich gezielt eine soziale Einbindung zu schaffen.

Bei Monika Cadenberg scheint im Kontext des Zusammen-Lebens zunächst eine große Anschlussfähigkeit zwischen biographischen Konstruktionen und Diskursen der Frauenbewegung zu bestehen. Vor allem in der Zurückweisung einer Selbstverständlichkeit der Verantwortung für andere und der Betonung der Verantwortung für sich selbst klingen Argumente der Frauenbewegung an. Jedoch kommt es in der Verschränkung von Verantwortung für andere und Verantwortung für sich selbst, die Monika Cadenberg konstruiert, immerhin zur Etablierung eines klassischen Kleinfamilienmodells mit einer stereotypen geschlechtsspezifischen Verteilung der Reproduktionsarbeit auch über die Kindererziehung hinaus. Die Übernahme der Hausfrauenarbeit – denn diese könnte ja von der Arbeit der Erzieherin durchaus unterschieden und abgekoppelt werden – geschieht mit der gleichen unausgesprochenen Selbstverständlichkeit, die die Erzählerin bei der Übernahme der Pflegearbeit durch ihre Mutter kritisiert. Jedoch wird diese durch die Betonung der Selbstbestimmtheit der Entscheidung für das Eingehen des neuen Lebensform-Arrangements argumentativ mit gedeckt. Lediglich die sehr nachdrückliche Affirmation, mit der sich Monika Cadenberg auf ihre Zeit als Hausfrau bezieht, könnte ein Reflex auf (selbst-)kritische Anfragen an ihre Entscheidung sein.

Darüber hinaus kollidieren die Konzepte, mit denen Monika Cadenberg ihr biographisches Projekt einer gezielten „Erziehung“ und „Förderung“ ihrer Kinder theoretisch unterfüttert, mit den politischen Zielsetzungen der Frauenbewegung. Sie formuliert im Zusammenhang mit ihrer Ent-

scheidung, ihre Berufstätigkeit für die Kindererziehung zu unterbrechen, ein Programm, das sie auf die Nachfrage nach ihren Erfahrungen mit der Frauenbewegung ausführlicher darlegt. Als pädagogische Maxime hält sie an einer vorwiegenden Betreuung von Kindern in der Familie als Voraussetzung für eine optimale Entwicklung fest. Daraus leitet sie ab, dass ein Elternteil vorübergehend auf die Berufstätigkeit verzichten bzw. sie einschränken müsse. Hier betont die Erzählerin, dass dies nicht unbedingt die Mutter zu sein habe. Dies korrespondiert durchaus mit der Absage großer Teile der Frauenbewegung an die traditionelle Mutter-Ideologie. Insgesamt grenzt sich die Erzählerin jedoch explizit von der Frauenbewegung ab, weil sie von ihr die Forderung nach Betreuung für Kleinkinder und Ganztagschulen vertreten sieht. Die elaborierte Erziehungstheorie der Erzählerin, die noch dazu eng mit ihrer biographischen Gesamtkonstruktion unter der Perspektive einer pädagogischen Professionalität verknüpft ist (vgl. 10.2.2.5), macht also eine Distanzierung von der Frauenbewegung erforderlich, obwohl gerade in diese Theorie die Kritik der Frauenbewegung an der geschlechtsspezifischen Zuweisung von Erziehungsverantwortung eingearbeitet ist.

In der Biographie von Grete Claussen ist die Perspektive, dass die geschlechtsspezifische Zuweisung von Lebenschancen einem Wandel zu unterziehen ist, auf bedrückende Weise abwesend. Sie kommt weder in reflektierenden Passagen vor, noch gibt es – anders als etwa bei Gertrud Aschauer – Initiativen zur Veränderung der eigenen Lebenssituation, die sich einen entsprechenden sozialen Wandel zunutze machen würden. Auf der Ebene der biographischen Selbstdeutung spart die Erzählerin zwar teilweise nicht mit der Kritik an denen, die ihr nahezu Unerträgliches zugemutet haben, legt gleichzeitig aber größten Wert darauf, ihre Tapferkeit und Unverdrossenheit angesichts aller Zumutungen unter Beweis zu stellen. In diesem Zusammenhang ist bezeichnend, dass sie auf die Nachfrage, was sie von der Frauenbewegung mitbekommen habe, mit einer weiteren ausführlichen Erzählung ihrer Isolation und Belastung durch die Pflegesituation antwortet. Die Prozessstruktur der Verlaufskurve bedeutet in diesem Fall offensichtlich auch eine Art Abkoppelung von gesellschaftlichen Wandlungsprozessen, die sich um die Biographieträgerin herum abspielen.

